



Berlin, den 12. November 1898.

Auf der Anklagebank.

Moyer-Collard, der als Parlamentsadvokat zuerst die Grundsätze der Girondisten bekannt hatte und der später der Restauration der Bourbonen ein eifriger und geschickter Vorkämpfer geworden war, hielt in den letzten Tagen des Jahres 1817 eine Rede, in der er die Einführung von Volksgerichten als die unentbehrliche Vorbedingung für die zu erstrebende Freiheit der Presse bezeichnete. Der Gedankengang des Redners war einfach und menschenverständlich; er sagte: „Die Gewalten werden, wie die Individuen, durch Neigung, Sitten und natürlichen Trieb zur Willkür verleitet; der Lärm ist ihnen lästig, die Bewegung beunruhigt sie, der Tadel schmeckt ihnen bitter; die Freiheit der Presse, vor der sie verantwortlich sind, erscheint ihnen als Feind, und da sie die Unbequemlichkeiten stärker als die Vortheile dieser Freiheit empfinden, so muß man befürchten, daß sie die Grenzen des Erlaubten immer mehr verengen werden. Um inmitten so unbestimmter und schwankender Definitionen seine Meinung frei aussprechen zu können, dazu braucht man nicht Richter, sondern Schiedsrichter; und Schiedsrichter findet man nur in der Jury, deren Sprüche in England Landesurtheile, *judicia per patriam*, heißen. Ich stelle deshalb das unumstößliche Prinzip auf, daß es keine geschützte Freiheit der Presse geben kann, wenn sie nicht auf der völligen Unabhängigkeit der Jury beruht.“ Moyer-Collard vertrat in der Kammer der Restauration — einer neidenswerth reichen Kammer, wo neben dem ersten Casimir-Perier der General Foy und Benjamin Constant saßen — die philosophische Schule und er wurde als ein unpraktischer Doktrinär häufig belächelt.

Er unterschied sich in seinen politischen Anschauungen auch wirklich nicht allzu sehr von unseren Liberalen, die nach zusammengeliesenen allgemeinen Grundsätzen, ohne Rücksicht auf seine besondere Individualität, den verfeinerten Organismus einer Volkheit leiten und lenken wollen. Aber diese alten Liberalen erschöpften sich nicht in der Sorge um das Wohlergehen des mobilen Kapitals und der satten Großstadtbewohner; sie fanden Ehre darin und höchsten Ruhm, die Hüter des Rechtes zu sein und gegen die Willkür Mächtiger die Schwachen zu schützen. Das ist seit den Tagen des jubilirenden Caprivismus anders geworden; unsere Liberalen von heute — oder mindestens ihre Führer — sind auch in den Rechtsfragen längst schon Profitwüthliche geworden, sie rühren sich kaum noch, wenn zu Ungunsten ihrer Gegner dem Recht eine Beugung oder Verletzung droht, und sie haben der Scham so munter entsagt, daß ihnen die Richtersprüche gegen Andersgläubige fast immer zu mild und zu gelind erscheinen. Der Unklugheit ihres Beginns sind sie sich nicht bewußt; sie leben von der Hand in den Mund und schienen lange ganz vergessen zu haben, daß selbst der große Caprivi eines Tages wieder in die Vertiefung verschwinden und dann auch für sie die Zeit der politische Prozesse zurückkehren konnte. Jedenfalls muß man auf die Unterstützung der liberalen Doktrinäre heutzutage verzichten, wenn es gilt, die Tradition Royer-Collards und seiner Genossen aufzunehmen.

Welcher Lärm hätte sich wohl erhoben, wenn unter Bismarck in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ein großer Unbekannter sich erfrect hätte, auf die Unabhängigkeit der Richter eine schmählische Pression zu versuchen? Vier Jahre nach seinem Rücktritt haben wir dieses Schauspiel erlebt: in dem vom Ertrag des Guanohandels gespeisten Blatte ist den preussischen Richtern in harter Rägerei vorgehalten worden, daß sie die Beamtenbeleidigung, die ausnahmslos mit Gefängniß zu strafen sei, „zumeist nur da, wo der angegriffene Beamte selbst zu den Richtern zählt“, mit der genügenden Strenge zu ahnden pflegen. Noch ist mit keinem wirklich bindenden Wort gesagt worden, daß der Kanzler des Reiches und — namentlich — der preussische Justizminister jede Gemeinschaft mit dem Schandartikel des Guanoblattes ablehnen, noch ist wegen der in diesem Artikel enthaltenen bewußten Verleumdung des Richterstandes von keinem Staatsanwalt die Anklage erhoben worden. Ein Anderes aber ist über allen Zweifel hinaus festgestellt worden: „man“ ist nicht nur unzufrieden damit, daß die Richter die fürchterliche That der Kanzler-Beleidigung nur mit großen Geldduften

und nicht mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestrafen, nein: „man“ hat auch an einem Richter, der in einem politischen Prozeß den auf ihn vielleicht gesetzten Erwartungen nicht entsprochen hatte, bereits sein Mitleiden gefühlt. Wer dieses geheimnißvolle „Man“ ist, läßt sich nur auf dem Wege des Indizienbeweises ergründen; unter Bismarck würde es über die Person des Attentäters keinen Zweifel geben und das Gezeiter über eine schamlose Korruption würde bis zu den Wolken erschallen.

Am siebenten April 1893 hatte der Herausgeber der „Zukunft“ vor der ersten Strafkammer des Landgerichtes I zu Berlin sich wegen einer angeblich begangenen Majestätsbeleidigung zu verantworten. Die Beleidigung sollte in dem Aufsatz „Monarchen-Erziehung“ begangen sein; der Staatsanwalt mochte aber dem Gewicht der Anklage selbst nicht recht trauen, denn er versuchte, sie durch einen anderen, viel früher erschienenen Artikel, „König Phaeton“, besser zu stützen. Beide Artikel wurden vor Gericht verlesen und danach wurde der Angeklagte freigesprochen. Das verurtheilte Urtheil enthält wichtige und werthvolle Stellen; es wurde darin gesagt: „In dem Artikel findet man eine Reihe unzweifelhafter Wahrheiten. Die Ehrfurcht vor einem Fürsten zeigt sich nicht darin, daß man ihm byzantinisch zu Füßen liegt und ihm schmeichelt, sondern die wahre und echte Ehrfurcht vor dem Monarchen besteht darin, daß man auch ihm gegenüber die Wahrheit hochhält, vorausgesetzt, daß man ihr keine strafbare Form giebt. Wenn in dem Artikel gesagt wird, ein König müsse auf dem Thron sich erst selbst erziehen, so ist Dies eine Wahrheit, die nicht in verletzende Form gekleidet ist. Wenn man von der erhabenen Person des Kaisers absieht und die Gelehrtenwelt, die Richter u. s. w. betrachtet, so muß man sagen, daß z. B. die Erziehung des Richters doch erst beginnt, wenn er in die Praxis hineingreift. Die theoretische Vorbildung eines Königs ist gewiß gut und nützlich, aber sie allein macht ihn doch noch nicht zum Herrscher. Die Erziehung gerade auf e'nem so hervorragenden Posten dauert fort durchs Leben, und wenn der Angeklagte Dies ausführte, so ist er dabei getragen worden von großer Ehrfurcht gegen den Kaiser. Der junge Kaiser, in seiner Thatkraft, seinem Glan, mit seinem mächtigen und guten Willen, glaubte, mit seinen Reformen rasch vorwärts gehen zu können; und wenn in dem Artikel gesagt ist: er habe wahrscheinlich geglaubt, in kürzerer Frist durchbringen zu können, so liegt darin wohl eine Wahrheit, aber keine Beleidigung. Der Angeklagte vertritt den Grundgedanken, daß, wie jeder

nach Vollkommenheit trachtende Mensch nie aufhören dürfe, an sich selbst zu arbeiten und zu erziehen, so auch jeder Monarch mit seiner Thronbesteigung sich diesem Werke der Selbsterziehung widmen müsse und daß so viele Byzantiner, gefällige Fälscher, welche diesen Selbsterziehungsprozess durch Mangel an Aufrichtigkeit und Absperrung der Wahrheit vom Throne hindern oder erschweren, weder für den Monarchen noch für die Allgemeinheit Gutes wirken. . . . Daß der erste Theil dieses Artikels nicht mit Beziehung auf den Deutschen Kaiser geschrieben ist, ergibt sich auch aus dem Umstande, daß im zweiten Theile mit voller Offenheit die Person Seiner Majestät des Deutschen Kaisers genannt ist. Auch in den Ausführungen dieses Theiles aber kann eine Verletzung der Ehre Seiner Majestät nicht gefunden werden, denn es ist nicht behauptet — wie die Staatsanwaltschaft annimmt —, daß es dem Kaiser an dem Willen oder der Fähigkeit, sich selbst zu erziehen, mangle, sondern nur, daß ihm die Selbsterziehung und das Vorwärtsschreiten erschwert werde. Die Annahme, daß der Angeklagte in versteckter Weise Sr. Majestät den Kaiser habe treffen wollen, erscheint um so weniger zulässig, als der Artikel von monarchischen Gedanken durchdrungen ist. . . . Der Angeklagte war daher freizusprechen und die Kosten des Verfahrens waren der Staatskasse aufzuerlegen.“

Dieses Urtheil war vom Landgerichtsdirektor Schmidt in öffentlicher Sitzung verkündet und an erster Stelle unterzeichnet worden. Acht Tage, bevor der Herausgeber der „Zukunft“ wegen einer angeblichen, wieder auf zwei künstlich zusammengedoppelte Artikel gestützten Caprivi-Beleidigung vor der selben Strafkammer zu erscheinen hatte, trat Herr Alexander Schmidt von dem Vorsitz dieser Kammer und von jeder strafrichterlichen Thätigkeit zurück und er bat zehn Tage später um seinen Abschied. Da bald bekannt wurde, daß Herr Schmidt über die „Nackenschläge“ geklagt hatte, die ihm der gegen Harden geführte Prozeß zugezogen habe, so wurde natürlich auch bald davon gemurmelt, der muthige Richter sei „gemäßregelt“ worden; und als später die Fehde um Herrn Brausewetter entbrannte, brachte ein Korrespondent der Münchener Allgemeinen Zeitung das Gerücht in die Oeffentlichkeit. Darauf erschien in der Norddeutschen ein gesperrt gedrucktes Dementi, in dem erklärt wurde, die Verletzung des Herrn Schmidt an eine Civilkammer sei auf dem gesetzlich vorgeschriebenen Wege, durch die Entscheidung des aus dem Landgerichtspräsidenten, den Direktoren und

dem ältesten Rath bestehenden Kollegiums, erfolgt und auf diese Entscheidung stehe der Justizverwaltung „ein maßgebender Einfluß“ nicht zu; die Beweggründe der im Dezember 1893 getroffenen Entscheidung entzögen sich selbstverständlich der öffentlichen Kenntniß; das bereits am siebenten April 1893 ergangene Urtheil in der Strassache gegen den Schriftsteller Harden sei aber nicht der Beweggrund gewesen. Durch die Zusammenstellung dieser beiden Daten sollte vielleicht der Schein erregt werden, als könnten zwei durch neun Monate getrennte Vorgänge nicht in einer ursächlichen Verbindung stehen; dann mußte der Verfasser der Sperrnotiz seine Leser für ungewöhnlich dumm halten, denn vor dem Dezember, Das weiß jeder Eingeweihte, gab es überhaupt keine Gelegenheit, Herrn Schmidt zu beseitigen, und bei dieser ersten Gelegenheit ist er beseitigt worden, — und zwar nicht, wie der Notizfabrikant lech behauptet, durch einen Beschluß des zur Entscheidung berufenen Kollegiums. Dieser Theil der anscheinend „hochoffiziösen“ Erklärung steht in schroffem Widerspruch zu den Thatfachen, deren genaue Kenntniß wir einer Darstellung des Herrn Schmidt verdanken.

Als die hoffentlich nur scheinbar hochoffizielle Erklärung — oder Verdunkelung — ins Norddeutsche Allgemeine Leben trat, hielten einige Freisinnstämpen es für angezeigt, wieder einmal das Vaterland zu erretten und schändliche Verdächtigungen der gebietenden Herren abzuwehren. In der Vossischen Zeitung, die zum Lob des neuen und neuesten Kurses und zu läppischen Verleumdungen des Herrn Miquel immer weißes Papier frei hält, erschien ein Artikel, in dem gesagt wurde, die Versetzung eines Strafrichters in eine Civilkammer sei die alltäglichste Sache von der Welt und Herr Schmidt müsse einen Ueberfluß an Empfindlichkeit oder Privatvermögen besitzen, um sich dadurch zum Abschiede drängen zu lassen. Gegen diesen Artikel lehrte sich die Berichtigung des Herrn Schmidt, die in der Vossischen Zeitung unter der mildereren Form einer Erklärung abgedruckt wurde. Herr Schmidt stellte darin Folgendes fest: seine Enthebung vom Vorsitz einer Strafkammer und seine unfreiwillige Versetzung in eine Civilkammer ist im Schoße des Kollegiums angeregt, von diesem aber abgelehnt worden; die Motive dieser „Anregung“, die ganz außerhalb der Person des Richters lagen, haben Schmidt dann veranlaßt, seinen Abschied nachzusuchen, und er ist „in eine recht wenig günstige Lebenslage“ gelangt. Gegen die Behauptung eines Zusammenhanges zwischen dem Versuch einer unfreiwilligen

Amtsenthörung und dem Prozeß Harden hat Herr Schmidt sich mit keiner Silbe gewandt. Schon daraus konnte jeder nicht absichtlich Verblendete den wahren Sachverhalt erkennen; den größten Theil der biedereren berliner Presse hat Das aber nicht gehindert, frisch und froh fortzufälschen, und nirgends hat man die Frage gehört, wie es denn kommt, daß auf Kosten des Deutschen Reiches in scheinbar hochoffiziösen Notizen glatt und schlanke die Unwahrheit verkündet wird.

Dieser Zustand wird nachgerade langweilig. Wenn die liberalen Mannesseele die großen Grundsätze ihrer doktrinären, aber achtbaren Ahnen heute um ein Billiges geben, so ist Das ihre Sache, und wenn sie einer unpopulären und unproduktiven Regierung Schuhpugerdienste leisten, so kann man auch dieses herzige Vergnügen ihnen gönnen. Wir Anderen aber haben es allgemach satt, als Antwort auf ernste Beschuldigungen Pistolengeknatter (Fall Polstorff) und unkontrollirbares offizioses Gefasel (Fall Schmidt) hinnehmen zu sollen. Uns kann es, bei der Unsicherheit der Rechtsprechung, jeden Tag begegnen, daß wir uns vor irgend einem Gerichtshofe wegen irgend eines angeblichen politischen Vergehens verantworten müssen; und wenn wir für die Unabhängigkeit der Richter eintreten, dann wird sogar das Reichsgericht uns nicht bestreiten können, daß wir in Wahrnehmung berechtigter und höchst individueller Interessen handeln. Ist diese Unabhängigkeit noch in dem wünschenswerthen und nothwendigen Umfange gesichert? . . . Bei einer solchen Frage vergeht der Spas und auch die Lust an künstlerischer Form schwindet; nichts bleibt übrig als das bittere Bedauern darüber, daß die Frage überhaupt gestellt werden mußte und konnte.

Es mag zweifelhaft sein, ob das von Royer-Collard empfohlene Mittel unter allen Umständen günstig wirken würde. Im Allgemeinen hat man mit den Laiengerichten nicht solche Erfahrungen gemacht, daß man zu jeder bunt zusammengewürfelten Jury ein blindes Vertrauen haben könnte, und bei politischen Prozessen wäre in einer Zeit sozialer Zerklüftung, namentlich in großen Städten, außerdem immer mit der Gefahr zu rechnen, daß unter den Geschworenen eine Partei dominirt, die alle öffentlichen Vorgänge nur durch die fraktionell gefärbte Brille kennen gelernt hat. Der jetzt geltende Zustand ist — wenn es endlich gelingt, den vagen Begriff der formalen Beleidigung so präzis zu fassen, daß auch der Laie ihn verstehen und sich nach ihm richten kann — nicht unerträglich; er wird es erst in dem Augenblick, wo die heute so gern citirte

öffentliche Meinung Grund hat, an der Unabhängigkeit der Richter zu zweifeln. Der Landgerichtsdirektor Schmidt hat ein Urtheil verhängt, daß der freien Kritik weite Schranken setzt; bei der nächsten Vertheilung der Geschäfte hat der Präsident des Landesgerichtes I die Versetzung Schmidts in eine Civillammer „angeregt“, das Kollegium hat aber diese ganz ungewöhnliche Anregung einer unfreiwilligen Versetzung abgelehnt; trotzdem hat Herr Schmidt, in dem Gefühle, lästig geworden zu sein, und durch ganz bestimmte Aeußerungen veranlaßt, sich moralisch verpflichtet geglaubt, seinen Abschied zu nehmen und in einem bedrängten Privatleben nothdürftig sich einzurichten. Diese Thatfachen sind erweislich wahr und es ist ein Irrthum — oder es besteht die Absicht, den Thatbestand zu verdunkeln —, wenn immer wieder behauptet wird, die Entfernung Schmidts hänge nicht mit dem Majestätsprozeß gegen Harden zusammen. Herr Schmidt hat nicht die allergeringste Veranlassung, irgend Etwas an den Vorgängen zu beschönigen oder zu vertuschen, und es ist auch durchaus nicht anzunehmen, daß die Veröffentlichung der Angelegenheit ihm unwillkommen ist. Er hat als Richter mannhast und muthig seine Pflicht erfüllt; und man darf nicht daran zweifeln, daß der Landgerichtsdirektor a. D., wenn es nöthig werden sollte, an der Stelle, wo er einst Recht sprach, künftig auch als Zeuge für das Recht und die Wahrheit auftreten wird.

* * *

Dieses Bruchstück eines vor fast fünf Jahren geschriebenen Artikels habe ich hier abgedruckt, um zu zeigen, mit welchen Empfindungen ich am letzten Oktobertage nach Moabit fuhr, wo ich mich wegen vier angeblich begangener Majestätsbeleidigungen verantworten sollte. Man darf nicht etwa glauben, daß der Fall Schmidt da draußen schon vergessen ist; die Diener und Boten sogar sprechen noch heute mit scheuem Bedauern von dem Schicksal des allgemein beliebten Direktors und in den Urtheilsprognosen, die in den Korridoren und im Anwältezimmer von klugen oder fürwitzigen Männern gewagt wurden, lehrte immer die Wendung wieder: „Ja, wenn die Sache mit dem alten Schmidt nicht passirt wäre, ...!“ „Dann würde ich freigesprochen, meinen Sie“, lautete stets meine Antwort; und ich fügte jedesmal hinzu: „Nun, ich muß trotzdem freigesprochen werden, denn ich bin unschuldig und hoffe, meine Unschuld so bündig beweisen zu können, daß kein gewissenhafter Richter den Muth haben wird,

mich zu verurtheilen.“ Das sagte ich nicht ins Blaue hinein; vorragende Männer, Juristen und Politiker, hatten die Artikel, auf die sich die Anklage stützte, mit gründlichster Aufmerksamkeit mehr als einmal gelesen und keine Spur einer Majestätbeleidigung darin gefunden; von den *pièces de résistance*, „Budel-Majestät“ und „An den Kaiser“, hatte Bismarck, der sie noch las und lobte, gesagt, es sei ein Glück, daß solche Wahrheiten im Deutschen Reich irgendwo ausgesprochen würden: wie sollte ich da an die Möglichkeit einer Verurtheilung glauben? Und doch hatte die Erinnerung an den Mann, der, weil er mich freisprach, aus dem Dienst geürgert wurde, mich durch die unruhigen Wochen vor der Hauptverhandlung begleitet. Für ihn hatte sich unter Juristen und Publizisten, obwohl über sein trauriges Geschick nirgends ein Zweifel bestand und besteht, keine einzige Stimme erhoben; und von der Ehrung, die ihn vielleicht erfreut hätte, kann ich erst heute erzählen. Bismarck ist tot, noch aber leben vernehmbare Zeugen des Vorganges: als ich fünf Tage nach dem Freispruch neben dem Gutsherrn von Friedrichsruh beim Frühstück saß, erhob er das mit edlem Forster gefüllte Glas und sagte: Je bois à la santé du nommé Schmidt! Er that es, weil nach seiner Ansicht dieser Mann richtig die Raumesweite bezeichnet hatte, die der monarchischen Kritik heutzutage im Interesse des Reiches gewahrt bleiben muß, und ich erzähle die kleine Geschichte, weil einem Manne, der für seine Ueberzeugung gelitten hat, die ihm wahrscheinlich werthvollste Anerkennung nicht vorenthalten werden darf. Meinen fünf Richtern, von denen einer bei dem Urtheil über die „Monarchen-Erziehung“ mitgewirkt hatte, habe ich sie nicht erzählt; es schien mir nicht anständig, den Fall Schmidt auch nur mit einer Silbe zu streifen. Aber der Geist des entammeten Landgerichtsdirektors ging während der Prozeßwoche in dem rothen Kriminalpalast u. u. überall wurde von ihm geraunt und geredet und sein Schatten verdunkelte sogar die straffe Gestalt des Oberstaatsanwaltes am Kammergericht, der mit dem ihm untergebenen Vertreter der Anklage noch im Sitzungssaal eifrig konferirte. Zits da ein Wunder, wenn der Angeklagte des Mannes gedachte, auf dessen Platz nun ein jüngerer Direktor saß? Von dem in Spötterreden jedem Verurtheilten zugestandenen Recht, acht Tage lang aus vollem Hals auf seine Richter zu schimpfen, habe ich bisher keinen Gebrauch gemacht, werde ich auch künftig keinen Gebrauch machen. Ich kann über den Landgerichtsdirektor Felisch und seine Beisitzer nicht klagen; sie waren vom ersten bis zum letzten Tage höflich und rücksichtvoll, beschränkten mich in meiner Vertheidigung nicht, liehen, so schien mir, verständig klingenden Gründen

ihr Ohr, und wenn die Ungeduld der Ermüdeten sich einmal regte, dann galt sie nicht mir, — und erst recht nicht dem Justizrath August Wundel, der die Güte gehabt hatte, mit seiner Autorität, seinem sicheren forensischen Takt und seinem immer, auch in der schärfsten Zuspizung, liebenswürdigen Wiß einem politischen Gegner als Plaideur Hilfe zu leisten. Unsere Beweisanträge hielten sich streng in den von der Staatsanwaltschaft gewiesenen Bahnen, ich unterdrückte die mehr oder minder schönen Reden, die ich in langen schlaflosen Nächten seit dem Juni so oft in die Kissen gestammelt hatte, und sagte nur das unerläßlich Scheinende, wir verschleppten die Verhandlung nicht um eine Minute und gaben deshalb nie zu Konflikten oder unwilligen Regungen Anlaß. Neugierlich vollzog sich Alles glatt und in den besten Formen; und die Betrachtungen, die sich mir über das Wesen unserer Strafprozeßführung aufdrängten, will ich in ruhigerer Stunde zu schildern versuchen. Keinen Augenblick habe ich die ehrliche Absicht der fünf Herren bezweifelt, das Recht zu finden und gerecht zu urtheilen. Ob sie aber sämmtlich in meiner Sache auch völlig unbefangen sein konnten? Bewußt wären sie sicher nicht um Haaresbreite vom festen Rechtsboden gewichen und keine Gunst Hoffnung, keine Furcht vor künftiger Kränkung hätte sie zum Wanken oder Schwanken gebracht. Aber die feinsten psychischen Vorgänge spielen sich unter der Bewußtseinschwelle ab. Gerade der begabte, von seiner Berufspflicht und deren Bedeutsamkeit ganz erfüllte Beamte wird nach einer Erweiterung seiner Wirkenssphäre streben. Der Landrichter will Rath, der Rath Direktor, der Direktor Präsident werden, — nicht aus Streberei, auch gewiß nicht nur, um in eine höhere Gehaltsklasse aufzurücken, sondern, weil an diesen Zielen die Möglichkeit freier Bethätigung winkt. Hat sich in einer den „Gewalten“, nach Royer-Collards Wort, oder, wie man heute lieber sagt, den „maßgebenden Stellen“ wichtigen Sache an einem weithin sichtbaren Beispiel nun einmal gezeigt, daß einem Richter der Ausdruck seiner Ueberzeugung verdacht werden kann, dann ist damit schon ein Druck auf die geistige Freiheit aller mit ähnlichen Sachen beschäftigten Richter geübt. Und wenn vor so prädisponirten Richtern der Angeklagte steht, der ihrem Kollegen einst Unheil gebracht hat, dann kann eine nicht ins helle Bewußtsein dringende Autosuggestion sehr leicht von vorn herein die Stimmung trüben. Der Angeklagte ist politisch höchst „mißliebige“; daß seine Verurtheilung gewünscht wird, lehrt schon der von der Anklagebehörde aufgewandte Apparat, der in solchem Umfange noch nie erschaut ward. Der Direktor, der ihm 1893 den Freispruch verkündete, ist aus dem Amt geärgert worden; der Richter, der bei dem un-

bequemen Urtheil mitwirkte, ist noch immer Landgerichtsrath; und der Wunsch, aus der Kammer zu scheiden, vor die der Mißliebige gestellt werden muß, ist, wie sich beweisen ließe, schon im Jahre 1894 von Landgerichtsräthen geäußert worden. Wäre es nicht menschlich, dem Psychologen nicht leicht verständlich, wenn solche Erwägungen des Wesens Tiefe stimmten? Keiner der fünf Herren wird sich gesagt haben: „Wir müssen den Harden verurtheilen“; in jedem von ihnen aber, auch Dessen bin ich gewiß, lebte das latente Gefühl: „Wenn wir den Harden noch einmal freisprechen, wird es uns furchtbar verübelt, die Staatsanwaltschaft berichtet über uns an das Justizministerium, — und wer weiß, was bei der neuen Geschäftvertheilung im Dezember geschieht!“ Mit so belasteten Vorstellungen traten sie an die umständliche Sache heran.

Ich möchte nicht mißverstanden sein: hätte ich den Verdacht, die Herren könnten bewusst ihr Urtheil gefärbt haben, dann würde ich nicht zögern, ihn auszusprechen. Er ist keine Sekunde lang in mir aufgekommen. Aber ich kann mich auch nach der Verurtheilung nicht von der Gewohnheit lösen, eine Kage eine Kage zu nennen und auszusprechen, „was ist“. Die Legende von der Unabhängigkeit der Richter klingt ja sehr schön; gewiß: sie sind unabsehbar, aber sie können geärgert, bei Beförderungen übergangen und zu ewiger Beisigerqual verdammt werden. Die berühmte öffentliche Meinung könnte helfen und aus der liberalen Halbheit ein Ganzes machen, ein unerschütterliches Bollwerk forensischer Freiheit; wo aber war im Fall Schmidt die Stimme dieser öffentlichen Meinung? Wer interessiert sich heutzutage bei uns denn überhaupt für juristische Fragen, wenn es sich nicht um sensationelle Hintertreppengeschichten handelt? Der kaum für die Berichterstattung ausreichende Raum, der in unseren Gerichtssälen dem „Publikum“ gewährt ist, giebt auf diese Frage die deutlichste Antwort. Die deutsche Presse zetert, weil Herr Alfred Dreyfus, der Preußenfresser, in einem Landesverrathsprozesse, der in jedem Staat unter Ausschluß der Oeffentlichkeit geführt worden wäre, heimlich abgeurtheilt worden ist, aber sie hat — von vereinzelten Stimmen abgesehen, die meist aus dem sozialdemokratischen Lager kommen — natürlich keine Zeit, sich darum zu bekümmern, ob im Deutschen Reich ein Schriftsteller hinter verschlossenen Thüren nach dreitägigem Inquisitorium mit einer sechs Monate währenden Einsperrung bestraft wird, weil er in literarisch anständigen Formen zu sagen gewagt hat, was mindestens neun Zehntel des Volkes denken und was auf allen Bierbänken, in allen Amtsstuben sogar täglich bespuckt, bespöttekt und beschimpft wird. Weil ich diese öffentliche Meinung, die nur durch private Faul-

heiten möglich wurde, eben so wie die unsichtbare Macht der Autosuggestion seit manchem Jahr kenne, weil der Fall Schmidt mir einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen hat und weil ich in einem von keiner öffentlichen Beachtung gespornten und geschützten, von keiner öffentlichen Kritik und Kontrolle geleiteten Richterstande die Kraft und den Muth zu übermenschlicher Leistung nicht zu finden hoffen durfte: deshalb gab ich, trotz dem unentwurzelnbaren Bewußtsein meiner Unschuld und guten Absicht, die Sache vom ersten Augenblick an verloren. . . Das am vierten November gefällte Urtheil, das eine sechsmonatige Festungstrafe über mich verhängt, halte ich in allen drei Punkten für objectiv ungerecht und für unvereinbar mit den von der selben ersten Strafkammer des berliner Landgerichtes I im April 1893 verkündeten Grundsätzen, die mir, dem damals Freigesprochenen, Richtung und Grenzen weisen mußten. Ich werde jedes gesetzliche Mittel anwenden, um dieses Urtheil zu beseitigen, und werde überzeugt sein, damit im eigensten Interesse des deutschen Richterstandes und der deutschen Publizistik zu handeln.

Denn — darüber wollen wir uns nicht täuschen —: erhält dieses Urtheil Rechtskraft, dann ist es mit jeder ernstern und ehrlichen publizistischen Thätigkeit auf politischem Gebiet im deutschen Norden wenigstens vorbei. Ich sage, eine Aeußerung des Kaisers habe deutlich bewiesen, daß die Bosheit ihm mit Unrecht manchmal eine Neigung zuschrieb, die einer tieferen Region entsamme, — und werde bestraft, weil ich eine Ansicht „weiterverbreitet“ haben soll, die nach der Auffassung des Gerichtshofes für den Kaiser beleidigend wäre und die ich, weil ich sie — zwar nicht für beleidigend, aber — für politisch schädlich halte, als in erfreulichster Weise widerlegt bezeichnet hatte. Ich erwähne die Möglichkeit, die nach meiner Ueberzeugung unhaltbare Beschlagnahme des Artikels „Pudel-Majestät“ könne die Staatsanwaltschaft zu argen Mißgriffen verleiten; der infrimirte Artikel wird, weil er, wie festgestellt wird, nicht die winzigste Spur einer Beleidigung enthält, nach fast fünf Monaten freigegeben, die Anklagebehörde hat mich also nach der Ansicht des Gerichtshofes grundlos geschädigt und bedrängt, — aber ich werde wegen angeblicher Beleidigung des Oberstaatsanwaltes Drescher bestraft, den ich nicht genannt, an den ich bei der Ausmalung künftiger Möglichkeiten gar nicht gedacht hatte. Aus einer politischen Stimmung entsteht mir nach Bismarcks Tode eine kleine Dorfgeschichte, „Großvaters Uhr“, in der erzählt wird, wie ein Bauer durch strenge Zucht, zähe Arbeit und Pünktlichkeit seine Wirthschaft in die Höhe bringt, wie der Wunder heischende Aberglaube der Dorfbewohner sich an eine alte

Wanduhr klammert und ihr, nicht dem stillen und emsigen Wirken des getreuen Haushalters, das Gedeihen der Arbeit danken zu müssen wähnt, wie der Erbe des Alten sich an dem Aberglauben ärgert, die unmoderne Uhr in die Kumpellammer schiebt und auch später, als er sie, um seine mürrischen Leute froher zu stimmen, mit bunten Gewinden bekränzt, das längst wohl verrostete Werk nicht wieder gehen läßt. Wenn man, wie es der Ankläger wünscht, diese Vorgänge ganz einfach auf das Verhältniß zweier Hohenzollernkaiser zu Bismarck überträgt, dann hat man den folgenden „Sinn“: der alte Kaiser hat Alles selbst gemacht, Bismarcks Leistung war nicht beträchtlicher als die einer Dugenduhr, die der Besitzer zur bestimmten Stunde aufzieht und reinigt, an des Kanzlers Gestalt aber heftete sich ein thörichter Aberglaube und Wilhelm der Erste ließ mild lächelnd den Wahn walten. Daß diese Deutung von mir nicht gewünscht oder gar beabsichtigt gewesen sein konnte, daß sie Allem widerspräche, was ich je über Bismarcks Verhältniß zu seinem alten Herrn gesagt habe, hat auch der Gerichtshof erkannt und als festgestellt betrachtet. Einerlei: paßt nicht der erste Theil, so paßt vielleicht doch der zweite, — und ich werde mit fünf Monaten bestraft, weil ich dem jungen Bauern, der als mit väterlicher Unrast belastet geschildert wird, Wesenszüge gegeben habe, die nach der völlig subjektiven, völlig unbegründeten Auffassung des Gerichtshofes auf den regirenden Kaiser bezogen werden müssen. Der Sinn der kleinen Geschichte verträgt also die Deutung nicht, die zu einer „Identifizirung“ der erdichteten mit toten und lebenden Personen nöthig wäre; thut nichts: an einer Stelle, sagen, ohne den Schatten eines Beweises, vier oder fünf Richter, habe ich dennoch „identifizirt“ und muß diesen Frevel hinter Schloß und Riegel büßen. Den fünf Herren ist jede literarische Thätigkeit, die nicht für Fachzeitschriften geübt wird, ist der Zustand von der Befruchtung bis zum mählichen Werden eines lebendigen Werkes fremd und es kann mir deshalb nicht gelingen, ihnen zu erklären, daß ich einen Bauern reden, handeln und von Gefinde und Nachbarn beurtheilen lassen muß, wie ein bäuerliches Milieu es gebieterisch verlangt, und daß ich ein elender Stümper wäre, wenn ich einen Bauern so sprechen, handeln und beurtheilen ließe wie den Kaiser eines großen, modernen Reiches. Kein einziger von allen mir bekannten Juristen hielt es für möglich, daß dieser bescheidene novellistische Versuch mir eine Strafe eintragen könne, allen schien dieser Theil der Anklage unhaltbar; meinen fünf Richtern schienen fünf Monate Festung eine angemessene Sühne für diesen Streifzug in ein sonst fremdes Gebiet, der nur eine neue Form für die alte Wahrheit finden sollte, daß man in einer dumpfsinnigen

Gesellschaft ungestraft auch die Macht des Aberglaubens nicht gering schätzen darf. Was wäre aus Straußens Julian und aus Abel's Theodat geworden, die wirklich „Identifizierungen“ beabsichtigten, wenn wir es in Preußen vor Achtundvierzig schon so herrlich weit wie heute gebracht hätten? Was geschähe mit den Herren Fulda und Philippi, den Verfassern der auf fast allen deutschen Hofbühnen gespielten Dramen „Der Talisman“ und „Das Erbe“, wenn ihnen mit dem selben löblichen Eifer wie mir Herz und Nieren geprüft würden? Aber ich vergesse: diese Herren sind eben nicht „müßig“ und werden deshalb gar nicht erst angeklagt. Auch der Verfasser des „Caligula“ wird nicht vor den Richter gestellt. Von mir aber werden drei Tage lang in geheimer Sitzung ungefähr vierzig Artikel vorgelesen, die ich im Laufe von sieben Jahren in verschiedener Stimmung geschrieben habe und von denen kein einziger auch nur inkriminirt worden ist; sie sollten meine „Tendenz illustriren“. Ich verpflichte mich, mit Hilfe dieser allerliebsten Methode gegen den Redakteur jedes Blattes eine Anklage zu begründen, und nehme dabei weder die Norddeutsche Allgemeine noch die Kölnische Zeitung, sondern höchstens den Reichsanzeiger und das Kleine Journal aus... Die voll und ganz liberale Presse der Reichshauptstadt sollte sie von ihrem Haßgefühl gegen mich nicht verblenden lassen; sie hat den Fall Schmidt totgeschwiegen und findet jetzt über das Dreitagewerk kein armes Wort. Hier aber handelt es sich nicht um die gleichgiltige Person, sondern um die sehr ernste und sehr wichtige Sache; es kann auch einmal anders kommen: selbst den großen Grafen Caprivi hat eines Tages ja ein Liebenbergwind weggeweht. Mich mögen die guten Leute beschimpfen; was liegt an mir? Das gegen mich verhängte Urtheil aber sollten sie mit allen erreichbaren Waffen bekämpfen; wenn es in Leipzig bestätigt wird und Rechtskraft erlangt, ist für einen ernstern politischen Publizisten im Deutschen Reich künftig kein Raum.

... Ich bin müde und schließe für heute. Während des Prozesses und nach der Urtheilserkundung habe ich ein paar hundert Briefe, sehr viele Telegramme und Blumengrüße erhalten, die mir beweisen, daß außerhalb des Holzpapierbereiches die Bedeutung der Sache empfunden worden ist. Ich kann nicht jedem Einzelnen danken und muß mich darauf beschränken, hier meiner dankbaren Freude Ausdruck zu geben. Freundliche Sympathiebeweise können uns allein aber nicht zu besseren Zuständen helfen. Drei Tage lang saß ich auf der Anklagebank; es ist Zeit, daß dieser unbehagliche Sitz jetzt den Trägern und Schützern der wichtigsten Rechtsinstitutionen eingeräumt wird.

M. S.

Satan und Prometheus.

Nichts ist den Menschen in ihrer vieltausendjährigen Entwicklung schwerer angekommen als das abstrakte Denken. Der Weg vom begriffarmen Gehirn des Urmenschen bis zur nackten Logik eines Spinoza und Kant ist ein ungeheurer. Der Denkprozeß des Multiplizirens war für die Deutschen des neunten Jahrhunderts noch zu schwierig: sie standen noch auf der Stufe der wiederholten Addition. Aber die selben Menschen, die weder lesen noch schreiben konnten, denen nur die einfachsten Prozesse des Rechnens zugänglich waren, haben die Mythen von Adam und Eva, vom Sündenfall, von der Götterdämmerung, vom Nibelungenring, von Prometheus und zahllose andere erfunden, — und wir müssen angesichts solcher schöpferischen Leistungen dennoch sagen: diese Unbekannten und Unwissenden waren große Denker und Dichter. Die selben großen Eindrücke, die uns am Tiefsten packen, Werden und Vergehen, Vernichtung und Zeugung, Geburt und Tod und Schicksal, Winter und Sommer, die Umwälzungen der Erde und der Völker, der unlösbare Zwiespalt von Pflicht und Trieb, ergriffen auch Jene, und wenn sie nicht abstrakt und scharf darüber zu denken vermochten, so vermochten sie es in grandiose Bilder zu fassen. Und diese Bilder, in denen die Alten Urphänomene des Kosmos und der Menschenwelt festgebannt haben, haben ihre Bedeutung für uns behalten, weil die Kulturveränderungen gering sind im Verhältnis zu unserem natürlichen und kosmischen Dasein und weil das Gebiet des geistigen Lebens, das Jenen das allein zugängliche war, auch für uns noch immer das höchste ist: über dem Philosophen und Forscher, der zu erklären versucht und so wenig befriedigt, steht der räthselbefangenen Menschheit noch immer der Dichter, der indirekt durch Darstellung das Leben deutet. Das Bild sagt immer noch mehr als die Definition.

Und so haben sich die Mythen jener halbwilden Generationen erhalten und wir haben sie übernommen und immer wieder suchen wir in diese uralten, so dehnbaren und doch so prägnanten Symbole Probleme des eigenen Lebens einzukleiden. Man spricht oft von den „unsterblichen“ Gestalten eines Dichters: die Gestalt eines Dichters hat so viel „Unsterblichkeit“, wie sie symbolische Kraft hat.

Einer dieser Typen, aus Zeiten, die so fern liegen, daß sie nur mehr wie titanische Wolkengebilde hinter uns erscheinen, Zeiten, deren Leben, wenn es sich vor uns entrollen könnte, grotesk erscheinen würde, hat mehr als alle anderen die Phantasie der großen Dichter aller Epochen unserer Kultur beschäftigt, so sehr, daß die Verschiedenheit des Völkergeistes und die Entwicklung der Weltgeschichte in seiner wechselnden Auffassung sich spiegelt. Mit seinem griechischen Namen heißt dieser Typus Prometheus.

Das Prometheus-Problem hängt mehr als irgend ein anderes mit dem tiefsten ethischen Problem der Welt zusammen, dem Problem von Gut und Böse. John Stuart Mill, den sein Vater „ohne Gott“ erzog, kam dennoch als Knabe dahin, sich die Welt als einen Kampf guter und böser Wesen zu erklären. Und jedes einzelne Menschenleben spiegelt bis zu einem gewissen Grade die Entwicklung der Gesamtheit ab. Die Urmenschen lebten gewiß jenseits von Gut und Böse. Aus dem Gefühl und Begriff des Schädlichen hat sich sicher spät und allmählich Gefühl und Begriff des Bösen entwickelt, bis eine sehr verfeinerte Empfindung „gut“ und „nützlich“, „böse“ und „schädlich“ im gewöhnlichen Sinne völlig trennte, um sie später wieder in einem höheren Sinn zu vereinen. Damit sind wir aber auch an den Grenzen unserer Erkenntnis angelangt. Ein logisches Fundament der Moral zu finden, ist bisher Niemandem gelungen.

Wir helfen uns mit der Offenbarung, d. h. mit unserem inneren, unkontrollierbaren Gefühl. Der hoch entwickelte, insbesondere der moderne Mensch verläßt sich bewußt auf dieses individuelle Kriterium in seinem Geist, der minder entwickelte Mensch und der Mensch vergangener Zeiten projiziert die ~~innere~~ Offenbarung nach außen. Gerade weil sie für Das, was „gut und böse“ ist, ein logisches Fundament nicht fanden und weil die Menschen autoritätsfüchtig sind und es noch viel mehr waren, fanden sie nur den Ausweg: „Das muß ein Gott, also ein Wesen außer und über uns, Einem von uns gesagt haben.“ „Gott“ aber war und ist uns zu allen Zeiten Das, was wir nicht kontrollieren können: das Ungeheure über und um uns und der innere Richter in uns selbst. Diese beiden Vorstellungen wurden von den Menschen verschmolzen und ein mehr oder minder anthropomorphes Bild in der Phantasie als ihr Träger ausgestaltet.

Dann aber kam die Frage: Obgleich dieser große, allmächtige Gott das Gute befohlen, doch so viel Böses? Woher kam es in die Welt? Wer ist schuld? Wer arbeitet dem Gott entgegen? Und wie der Knabe Mill kamen die Völker zur Zweiteilung der Mächte. Den Zwiespalt in ihrer Empfindung und ihrem Geist projizierten sie wiederum in die Welt hinaus und noch weiter hinter sie ins Jenseits, ins metaphysische, transszendentale Gebiet der „Mächte“. So entstand die Lehre von den zwei Prinzipien, die einander bekämpfen. Man findet sie verschiedenartig entwickelt in fast allen Glaubenssystemen. Am Reinsten wurde der Gegensatz vielleicht von den Persern ausgearbeitet. Doch auch in der zoroastrischen Lehre waren beide Mächte, die der Urgottheit entsprangen, von Anfang an gleich rein und gut und erst der Neid gegen Ormuzd verführte Ahriman zum Kampf. Die Entwicklung des jüdischen Mythos wurde sicherlich durch die persische Lehre beeinflusst. In der „Genesis“ finden wir noch keine Klarheit; und die Auffassung des kleinen Volkes der

Juden würde uns kaum interessieren, wenn sie nicht dadurch eine solche Wichtigkeit bekommen hätte, daß die beherrschende christliche Lehre an sie angeknüpft hat. Die Schlange spielt bei der ersten Sünde noch eine unklare Rolle, sie ist zunächst nichts als ein verhaßtes Thier, dem man eine Schuld zuschieben leicht geneigt war. Bei der zweiten Sünde, dem Morde Kains, kommt sie überhaupt nicht vor. Viel später erst ist die Schlange zum Satan geworden und in der entwickelten christlichen Anschauung finden wir deutlich die zwei Reiche, wie Ormuzd und Ahriman, wieder.

Und auch Satan ist, wie Ahriman, Einer, der ursprünglich gut war, ein Rebell, ein gefallener Engel, der sich der Alleinhererschaft Gottes aus Hochmuth nicht fügte und die gerechte Strafe erhielt und sie in alle Ewigkeit weiter erleiden wird.

Wie ganz anders stellte sich das selbe Problem den skeptischen und reiner denkenden Griechen dar! In den ersten kosmogonischen Kämpfen, in den aufeinanderfolgenden Reichen des Uranos, des Chronos und des Zeus spielen „Gut und Böse“ gar keine Rolle. Es sind, wie schon die Namen sagen, Bilder unverstandener Urvorgänge, meist der ägyptischen Spekulation entlehnt. Sobald aber die Herrschaft des Zeus, des guten und gerechten Gottes, konstituiert ist, tritt auch der Rebell gegen Gott auf, nicht, wie Satan, als der Empörer aus Neid, kein häßlicher, finsterner Dämon, sondern schön und ehrwürdig, ein kluger Titan, der Schöpfer und Wohltäter der Menschen, nicht ihr Verführer und Berberer, sondern Prometheus Pyrophoros, der ihnen das Licht bringt, „der gerechten Themis kluger Sohn“, „der jede Kunst den Sterblichen gelehrt“, von dem Zeus (alles Dies im Drama des Aischylos) verlangt, „daß er der Menschenliebe sich entschlage“ und der, für die Rebellion gegen die Weltregierung von Zeus bestraft, sagen darf: „Νηλεΐδης εἰς ἰπποδρόμου Ζεφύρου δουλοπαιχὴν εἶμι!“ „Kein ruhmvoll Schauspiel bin ich für den Gott!“ Welch ein Abstand in der Auffassung der nach Freiheit dürstenden Griechen von der an die Despotie gewöhnten Orientalen! Einen „Hymnos der Unfrömmigkeit“ hat Nietzsche das Drama des Aischylos genannt und Professor Jodl hat in einem Vortrag über den ethischen Gehalt der Prometheusfage zu erklären versucht, wieso man dem frommen Volk der Athener, das manchmal recht grimmige kerikale Anwendungen hatte, solch ein Schauspiel bieten durfte. Wie Dem immer sei: man durfte es ihm bieten und die tiefer Denkenden haben gewiß nicht verfehlt, aus dem Drama die logischen Konsequenzen zu ziehen. Und was uns am Meisten auffallen muß: in der Akademie zu Athen stand, wie Pausanias berichtet, ein Altar des großen Empörers und alljährlich hielten Jünglinge einen Fackellauf zu seinen Ehren ab.

Sobald wir aber nach der Feststellung dieses Unterschiedes in Gestaltung und Behandlung die griechische und die jüdisch-pfäffische Sage genau ver-

gleichen, entdecken wir überraschende Aehnlichkeiten. Die ganze mythische Ue-geschichte des Menschengeschlechtes trägt hier und dort verwandte Züge. Die Verderbniß des Menschengeschlechtes und die Einfluth sind bekanntlich Beiden gemeinsam und die Fabel von Epimetheus und Pandora klingt in eigenthümlicher Weise an die von Adam und Eva an. Aber ganz überraschend wirkt, daß, wie hier Prometheus den Menschen das Licht und alle Künste und Kenntnisse gab, so auch Satan dem ersten Paare die verbotene Frucht vom Baum der Erkenntniß bot. Und Beide, die so in liebevoller oder böswilliger Absicht für die erste Aufklärung eintreten, sind gestürzte Rebellen, abtrünnige Freunde des regirenden Gottes, die seinen Unterthanen ein Stück von seinem Geheimniß verrathen haben. Noch mehr: nach einer kabbalistischen Tradition war Satan genau wie Prometheus der Schöpfer des Menschen.*) Und sie führen Beide endlich den gleichen Beinamen: Pyrophoros und Luzifer. Mag die Tradition Recht haben, daß Satan seinen Beinamen Luzifer nur einem Irrthum des Eusebius verdankt, der eine Stelle im Jesaias, die dem König von Babel galt und diesen als den gefallenen Morgenstern anredete, mißverständlich auf Satan bezog; abgesehen davon, daß Niemand wissen kann, wie viele apokryphe und verloren gegangene Mytiker der Frühzeit schon vor ihm die selbe Beziehung gemerkt: solche Irrthümer sind kein bloßer Witz der Weltgeschichte und kein Zufall. Satan und Prometheus sind eine Gestalt, wie sie sich in verschiedenen Völkerphantasien spiegelte. Es ist der Geist der Rebellion, wie ihn die Griechen und wie ihn Christen und Juden sahen, wie er einem revolutionären und wie er einem autoritären Geschlecht sich darstellte.

Wir besitzen keine authentische Erklärung der Tragoedie des Aischylos; aber die Symbolik ist kaum zweifelhaft und immer ist Prometheus als der denkende, titanisch strebende Menscheng Geist verstanden worden, als Der, dem die Menschen Alles verdanken, der Alles prüft, der Uebermenschliches thut und Uebermenschliches leidet, Prometheus, der Vorsinnende — so ist wenigstens die bewusste griechische Etymologie, mag auch der Name altarisch und ursprünglich anders zu deuten sein —, der typische geniale Mensch, oder sagen wir: die Menschheit, von ihrer genialen Seite gesehen, der stets verkannte Wohlthäter, der gegen den stumpfen Widerstand der Welt ankämpft. Denn was ist denn der regirende Gott Anderes als eine Schöpfung des Gehirns der Menge, die in seinem Namen das namenlose Unrecht thut? Immer, sagt Emerson, haben die Ungläubigen aus Liebe zum Glauben die Gläubigen verbrannt.

Den ganzen Gram unverständenen Schaffens spricht Prometheus aus, wenn er von seiner „freudenlosen Liebe“ zu den Menschen spricht, von dem

*) Die Sekte der Bogumilen im Balkan nahm Das noch im elften und zwölften Jahrhundert an.

„Dank, der kein Dank ist“ der „ἀχρεὶς χάρις“, die sie ihm spenden. Die ganze Qual des Bahnbrechers! Prometheus ist der typische Revolutionär, das Sinnbild der emporringenden, nach Feuer und Licht dürstenden Menschheit. Diese Auffassung wird in noch tiefere Gründe der Menschheit gezogen, wenn es richtig sein sollte, daß der griechische Prometheus, der Sohn des Japetos mit dem indischen Pramat-esa, dem Sohn des Japati, dem erst geschaffenen Menschen identisch ist.

Wie endet der Prometheus des Alterthumes? Unter wildem Erdbeben, zertrümmerten Bergen, unter Blitzen und düsterstem Wolkenwirbel versinkt der an den Felsen geschmiedete Titan und seine letzten Worte sind:

„O heilige Nacht meiner Mutter! O Luft!
 O Aether, Du Quell des gemeinsamen Lichts,
 Das Du rings um die Erde hinflutest! O Licht,
 Wie Ungerechtes ich dulde!“

Leopardi schrieb einmal, er kenne „kein entschlicheres und thränenvolleres Wort“ aus dem Alterthum als den letzten Ausruf des Brutus nach der Schlacht bei Philipp: „O Tugend, Dir folgte ich durch das Leben und nun sehe ich, daß Du nur ein leeres Wort bist.“ Viel schrecklicher noch und leidvoller scheint mir das Wort des Prometheus, der im Namen einer gequälten und gefesselten Menschheit der Gottheit das Wort zuschleudert: „Wie Ungerechtes erdulde ich!“, der sich im Namen der ganzen Existenz und des Jammers der Kreatur aufbäumt gegen die Weltregierung und ihr zuruft: „Was ich dulde, was mir geschieht, ist Unrecht!“

Der letzte Theil der antiken Dichtung, „Der entfesselte Prometheus“, ist verloren gegangen; wenn wir wollen, können wir auch Das sinnbildlich nehmen: das Alterthum hat die Menschheit nicht erlöst. Unter Orkanen gleich denen am Schluß des aischyleischen Dramas ist seine Welt versunken.

Das Mittelalter, die Welt der Gewalt und der Autorität, beginnt; der jüdisch-christliche Mythos beherrscht die Welt. Prometheus ist vergessen; oder vielmehr: er existirt nur noch in seiner hebräischen Tracht, als Satan; er ist in der That der gefallene Engel des tagbringenden Sternes, einst der Schönste der Engel, nun eben so häßlich, wie er einst schön war. Riefengroß und gottig, dreihäuptig, mit schrecklichem Rachen und Fledermausflügeln, als den großen Wurm, il gran verme, im Mittelpunkt der erstarrten Erde, am Weitersten vom Licht Gottes entfernt: so zeichnet ihn Dante. Wie klar ist da die symbolisirende, götterschaffende Phantasie der Menschen: in autoritären Zeiten ist der Geist der Empörung ein ekelhafter, teuflischer Wurm, in revolutionären richtet sich der Titan in der ganzen Schönheit des Morgensternes empor. So geht es ja allen Ideen, Ereignissen und Menschen. Jedem heftete Sympathie und Antipathie der Beurtheiler die entgegengesetzten Masken auf.

Man denke sich nur das Bild der französischen Revolution im Kopf eines Legitimisten und eines Jakobiners, das der Sozialdemokratie in der Phantasie eines ihrer Anhänger und in der eines Polizeikommissars. Vor mir liegen zwei Zeichnungen; die eine auf dem Umschlag einer sozialistischen Zeitschrift stellt einen halbnackten Mann mit Schwert und Schild im Kampf mit dem Drachen der Reaktion dar, das andere, ein Bild aus einem kirchlichen Blatt, zeigt einen Ritter mit dem Heiligenschein im Kampf mit dem Drachen der Revolution. So erscheint der selbe Mensch, der sich und seiner Partei bewußt ist, aus Menschenliebe für die Massen einzutreten und sie in Bewegung zu setzen, und so für sie die Rolle des Prometheus spielt, den Herrschenden als ein gewissenloser Verheher, also in der Rolle des Verderbers der Seelen.

Ich kann nicht nachweisen, ob nicht in irgend einer obskuren Schrift früherer Jahrhunderte der Titan erwähnt wird; aber zu einer Rolle in der Literatur gelangt er erst wieder im achtzehnten Jahrhundert.*) Im siebenzehnten zeichnete Milton wiederum die Gestalt des Satans; wie sehr haben sich die Zeiten seit Dante geändert! Er zeichnete den gewaltigen Rebellen wider Willen so imponirend und groß, daß fast alle Beurtheiler ihn interessanter finden als den Gott. So hebt sich langsam das Bild des gefallenen Engels. Was Milton wider Willen that, Das thut Byron bewußt. Schon in seiner Satire: „Die Vision des Gesichts“ tritt Luzifer in dunkler Majestät auf, so daß er die himmlischen Schaaren entschieden in den Schatten stellt; durch den scherzhaften Ton des Gedichtes bricht ein Anflug von Ernst beim Auftreten Satans. Der Dichter kann mit dem Rebellen nur sympathisiren. Entscheidend für die veränderte Auffassung ist der „Kain“, das Stück, das den Orthodoxen so teuflisch erschien, daß es eine Hauptveranlassung war, daß sie Byron und seine Poesie als die „satanic school“ bezeichneten. „Ich kann doch den Luzifer nicht sprechen lassen wie den Bischof von London“, schrieb Byron an seinen Verleger und fuhr fort: „Ist mein Luzifer unfrömmel als der Satans Miltons oder als der Prometheus des Aischylos?“ Es steht, wie Goethe sagt, im „Kain“ allerdings „nichts Anderes, als was in der Bibel steht“, — aber die Beleuchtung ist eine ganz andere. Das Recht und die Logik stehen auf der Seite Kains und Satans, nicht auf der Abels und des Herrn. Und eben so ist es im Mysterium „Himmel und Erde“, das die Legende von der Sintfluth zum Gegenstand hat —: der Dichter sympathisirt offenbar mit dem untergehenden Geschlecht Kains und nicht mit der frommen

*) Wie ich aus einer Stelle bei Herder ersehe, hat Baco von Verulam irgendwo den Prometheus-Mythos erwähnt und gedentet; es ist mir nicht gelungen, die Originalstelle bei Baco ausfindig zu machen; von besonderem Einfluß auf die Entwicklung der Gestalt in der Literatur war sie jedenfalls nicht.

Familie Noahs. Und hierin lag keineswegs eine Ehrfurchtlosigkeit Byrons, keine Blasphemie, wie der englische Klerus tobend behauptete; Byron war kein Atheist und kein Gegner des Christenthumes, wie Shelley; was in dem Stück lag und die Theologen so erbitterte, war, daß es die unerbittlichen Konsequenzen aus ihrer unheiligen Gottesauffassung zog, daß es den Gott so darstellte, wie sie ihn darstellen, ohne es freilich zugeben zu wollen, — als Den, der schuldig werden läßt und dann verdammt.

Die moderne Weltanschauung ist milder geworden und jüngst erst hat ein Künstler die Höllensfahrt Christi als die endgiltige Erlösung der Sünder dargestellt. Es giebt eine protestantische Sekte in Süddeutschland, die die „Wiederbringung aller Dinge“, Das heißt: die Erlösung aller Sünder durch den Opfertod Christi, lehrt. Und diese milde Anschauung hat eigenthümliche Vorläufer. Eins der ältesten Denkmäler der italienischen Literatur ist der „Contrasto“ Satans und der Jungfrau Maria vom Fra Bonvesin de Riva. In diesem Dialog eines Mönches des dreizehnten Jahrhunderts spricht Satan eigenthümliche Vorwürfe aus. Er sagt:

„Auch ich bin ein Geschöpf des wahren Schöpfers; für eine einzige Sünde bin ich auf ewig verloren und kann nicht erlöst werden, ich armer Vernichteter! . . . Ich hab' gar sehr zu klagen gen den allmächtigen Gott, daß er mich schuf, mich armen, zu brennen in brennendem Feuer. Ich führe gen Gott die Klage, daß er nicht so gut mich schuf, daß ich nicht sündigen konnte, noch in Verdammniß gehen und fest geblieben wäre, so wie die Engel, die gut. . . . Denn Gott ist ja allmächtig, er hätt es wohl können thun, . . . ihn hätte es nichts gelostet, ihn hätte es nichts geschadet, . . . er hätte mich gut können machen, wenn er nur hätte gewollt, dann wäre ich fest geblieben und ihn hätt es nichts geschadet. Es scheint fast, als wäre er fröhlich über mein schreckliches Leid; ich hab wohl gerechte Gründe, gegen ihn feindlich zu sein, er hat mich zerstört und getödtet, gebracht mich in große Trauer, statt daß er mich halten können in großer Wonne und Lust.“

Und da die Jungfrau ihm vorwirft, daß es ja in seinem freien Willen gestanden, das Gute und das Böse zu thun, erwidert er:

„Und gesetzt auch, es wäre so: bevor er mich geschaffen, er, der die Herrschaft hat, er wußte ja gut im Voraus, daß ich einst sündigen würde, daß ich mich verderben würde und fallen in jedem Fall. Und da also Gott gewußt hat, bevor er mich erschuf, daß ich mich würde verderben durch eine einzige Sünde, wozu erschuf er mich denn, um nachher verloren zu sein? Ich wäre heute kein Teufel, wenn er mich nicht hätte erschaffen! Und setzen wir selbst, der Schöpfer wäre darob nicht zu tadeln, daß er mir selbst überlassen die Wahl des Guten und Bösen, so hätte, da er doch wußte, daß ich einst freveln würde, erschaffen er mich nicht sollen; und darin kann ich ihn tadeln. Es scheint, daß es ihm gefallen, Das dürfte die Wahrheit sein, daß Teufel sein sollten und Unheil stiften und freveln. Sonst hätte statt meiner und Aller, die wir im Brande sind, er Andere geschaffen, die Güte in sich gehabt.“

Der Text des ganzen Gedichtes*) läßt darauf schließen, daß der Verfasser, ein Mönch, Dies ohne Nebengedanken, ohne geheime Zweifel, mit der bloßen Logik der Naivetät niedergeschrieben habe. Aber schon lange vor ihm hatten große Lehrer der Kirche, wie im vierten Jahrhundert Gregor von Nazianz und im neunten Scotus Erigena, der größte Denker seiner Zeit, die Ewigkeit der Höllestrafen nicht glauben wollen. Der Erste sprach von „einer menschenfreundlicheren und des strafenden Gottes würdigeren Art“, die maßgebenden Bibelstellen auszulegen. Gregor von Nyssa und Origenes gingen so weit, auch dem Teufel Besserung und endlich Seligkeit zuzugestehen. Ungefähr in den selben Jahren wie Fra Bonvesin dichtete der tiefinnigste aller provenzalischen Dichter, Peire Cardinal, sein gewaltiges Rätelied an den Schöpfer, dessen wichtigste Strophen (in der Uebersetzung von Friedrich Diez) die folgenden sind:

„Ich dicht' hiermit ein neues Rätelied,
 Das hören soll am Tage des Gerichts
 Er, der mich schuf und bildete aus nichts:
 Denn wenn er dort zur Rechenschaft mich zieht
 Und mich hinabstößt zu der Hölle Schaaren,
 So sag ich: „Herr, Du solltest mild verfahren,
 Denn ich bekämpfe stets die böse Welt,
 Erlass mir drum die Pein, wenn Dir's gefällt.
 Sein ganzer Hof soll voll Verwundrung sein,
 Wenn ich vertheidige mein gerechtes Theil:
 Ihm, sag' ich, gilt's nicht um der Seinen Theil,
 Sofern er sie verdammt zur Höllepein;
 Denn wer verliert, was er doch kann gewinnen,
 Mit vollem Recht muß Dem sein Gut zerrinnen,
 Er nehme drum, zum Mehrn stets bereit,
 Die Abgeschiednen auf mit Freundlichkeit.
 Nie sollte uns sein Thor verschlossen sein,
 Und daß der heilige Petrus es bewacht,
 Dient ihm zur Schande; nein, aus eigener Macht,
 Vergnügt und lachend jöge man dort ein!
 Denn der Hof will mir nicht vollkommen scheinen,
 Wo ein Theil lacht, indeß' die Andern weinen;
 Und wird er auch als hoher Herr verehrt,
 Wir habern doch, wenn er den Eintritt wehrt.
 Verzweifeln will ich nicht an Deiner Huld,
 Nein, ganz auf Dich zu baun, ist mein Entschluß.
 Drum habe Du mit Leib und Geist Geduld
 Und sei mir hilfreich, wenn ich sterben muß.

*) Es wurde herausgegeben von J. Bekker in den Monatsberichten der kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften, Sitzung vom 5. August 1850.

Zum Mindesten würde der Vertrag mir frommen:
 Schaff mich dahin, von wo ich hergekommen,
 Wo nicht, nun, so verzeih mir mein Vergehen,
 Denn lehr' ich nicht, so wär' es nicht geschehen!"

Das war in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; und heute hat bei uns der Vorsitzende eines Gerichtshofes die Meinung ausgesprochen, daß, wer die Höllestrafen leugne, auch die Existenz Gottes leugne. Wie hold erscheint neben diesem Gottesbegriff, neben dem Gott, dem unbarmherzige Pfaffen ihre eigene Intoleranz und Grausamkeit andichten, die Lehre des Zoroaster, in der nach dem Weltgericht der Brand nur drei Tage und drei Nächte währen wird! In diesem Brande werden Ahriman und seine Demos völlig vernichtet werden — nicht weiter in Pein verbleiben —, die Sünder aber durch die Flammen geläutert ins Paradies eingehen.*)

So hatten schon lange vor Lord Byron Einzelne die Sache der Verworfensten unter allen Kreaturen geführt und unter der großen Zahl geheimer Sekten, die sich vom Christenthum mehr oder minder abtrennten, sind die Satanverehrer bekannt; George Sand erwähnt in ihrem Roman „La comtesse de Rudolstadt“ vermuthlich auf Grund historischer Quellen**) eine böhmische Geheimsekte, die Satan als „Celui à qui on a fait tort“ verehrt, „Der, dem das große Unrecht geschehen“. Wen erinnern diese Worte — ob sie nun historisch oder nur eine Erfindung der Dichterin sein mögen — nicht an den letzten Klageruf des antiken Prometheus? Im achtzehnten Jahrhundert jedoch trat Satan überhaupt in den Hintergrund. Immer mehr hatten sich in der künstlerischen Darstellung von Dante über Milton bis Byron seine Züge verändert. Immer gewaltiger, immer majestätischer war der Rebell geworden, bis er zuletzt die christlich-semitische Teufelsmaske völlig abwarf und wieder in der hohen Gestalt des griechischen Titanen dastand. Einer Zeit, die in der Empörung, im stolzen Selbstgefühl, im Trost des Menschengewisses keine Sünde mehr sah, war der Teufel nicht mehr das richtige Symbol. Auch ließ der Griechengott sich leichter offen ins Unrecht setzen; und so wird Das, was ich in diesen Ausführungen darthun will, aufs Schönste bestätigt durch das Phänomen, daß im Jahrhundert der Revolution kaum ein großer Dichter austritt, den nicht das Prometheus-Problem angezogen und beschäftigt hat.

*) Wehnlicher Ansicht innerhalb der christlichen kirchl. Literatur Justinus.

**) Trotz allem Suchen habe ich diese Quellen nicht gefunden. Dobrasky in seiner Geschichte der böhmischen Picarden und Abamiten (Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften Jgg. 1788) spricht wohl von den sogenannten „Grubenheimern“ oder „Jamnicy“, von einem Satanskult erwähnt er jedoch nichts.

Im Juli 1816 schrieb Lord Byron in der Villa Diodati bei Genf sein Gedicht an Prometheus, in das er seinen ganzen stolzen Schmerz und den ganzen Triumph der Empörung ergoß. Aber er fand darin auch die bezeichnenden Worte:

„Die Güte war Dein göttliches Verbrechen,
Der Menschen Elend hast Du lindern wollen,
Des Geistes Ketten wolltest Du zerbrechen!“

Prometheus zieht nämlich in der neuen Aera, die all Das von der Revolution erwartete, was das alte Regime nicht gebracht hatte, ganz eigenthümliche Gewänder an: er wird mit den großen Hoffnungen und Werken der Menschheit bekleidet.

Das verloren gegangene Werk der antiken Literatur wollte der zarteste, reizvollste Dichter unseres Jahrhunderts neu schaffen. Eine „Geisterstimme“ hat Carlyle die Dichtungen Shelleys genannt; ein unschuldiges, feines und gütiges Knabengesicht zeigen seine Portraits; wie ein Elf mit einer Keule erscheint er, wenn er mit seinem unerhörten Radikalismus an die gewaltigen Probleme der Menschheit geht. Shelleys „Entfesselter Prometheus“ giebt sich im Beginn ganz als Fortsetzung zu dem Drama des Aischylos; selbst einzelne Bilder des griechischen Dichters, wie die Bezeichnung des Adlers — „den beschwingten Hund des Himmels“ —, hat Shelley absichtlich in sein Werk aufgenommen. Es hebt an mit der grandiosen Rede des Prometheus an Zeus:

„Beherrscher der Dämonen und der Götter . . .

die man in der ganz vortrefflichen neuen Uebersetzung des Dramas von Helene Richter nachlesen mag.)*

Noch einmal erscheint Merkur und mahnt zur Unterwerfung. Er fragt:

„Du hast vielleicht die Jahre nicht gezählt,
Die trägen, die Du in der Qual verbringen mußt?

Und Prometheus erwidert:

Vielleicht kann der Gedanke sie nicht zählen,
Allein sie gehn vorüber!

Merkur: Wenn statt Dessen

Du könntest in dem Vicht der Götter weilen
In süßestem Genuß?!

Prometheus: Ich ließe nicht

Die ideo Schlucht, das reuelose Leid!

Merkur: Ach, ich bewundre Dich und habe Mitleid!

Prometheus: Du habe Mitleid mit des Himmels Sklaven,
Die für sich selbst Verachtung hegen müssen,
Doch nicht für mich, dess' Geist in Frieden ist,
So wie das Vicht still in der Sonne thront.

*) Reclams Universalbibliothek No. 3321, 22.

Wie eitel ist dies Schwagen!
Auf' Deine Höllengeister, mich zu quälen!

Das ist titanisch, ist wie mit dem Griffel des Aischylos geschrieben.
Und wenn die Erde (so wie Byron in seinem Gedicht) dem Prometheus zuruft:

O klug bist Du und gut! Und hören auch
Die Götter nicht auf diese Stimme, bist
Du dennoch mehr als Gott, indem Du göttig
Und weise bist!

so liegt darin neben einem ganz persönlich shelley'schen Ton — der Feindschaft gegen das Wort „Gott“ — noch immer nichts, was dem Wesen des menschenliebenden Titanen widerspräche. Aber schon vorher hat uns der Prometheus Shelleys dadurch überrascht, daß er bereut, Jupiter gesucht zu haben; er wünscht, daß kein lebendiges Wesen Schmerz leide. Und je weiter wir kommen, desto christlicher wird dieser Prometheus: Jupiter versinkt, da seine Stunde gekommen ist, und die Erde, der Mond, Aëta, Panthea, die Horen und alle Geister brechen in Jubelhymnen aus; der Schnee schmilzt, die Eisrinde des Mondes bricht und der Mond bedeckt sich mit Blüten. Die Allliebe triumphirt, Geister, Menschen und Thiere sind selig, das Reptil wird dem Gott gleich, — es ist die Erlösung durch die Liebe.

Was ist diese Entfesselung des Prometheus anders als eine jubelnde Auferstehungsfeier des gequälten Menschenretters? Dieser Prometheus ist keineswegs mehr der empörte Menscheng Geist in seinem Stolz und Trotz, dieser Prometheus ist nur die Liebe. Wie seltsam, daß gerade Shelley, der erbitterte Gegner des historischen Christenthums, der eigentliche Antichrist unter den modernen Dichtern, ein so überchristliches Stück geschrieben, daß er fast wie Bileam gezwungen war, wider die eigene Absicht zu sprechen! Nur die Namen in diesem Stück sind griechisch; mit wenigen Veränderungen von Namen, Szenen und einzelnen Allegorien hätte er mit dem selben Inhalt ein Stück „Christus“ oder die „Wiederkehr des Messias“ schreiben können. Denn Das, was im letzten Akt dargestellt wird, ist nichts Anderes als der Anbruch des Tausendjährigen Reiches, das Shelley mit seiner Zeit von der Humanität, der allgemeinen Menschenliebe, erwartete. Die Träume der Menschen bleiben immer die selben. Wie die Männer der Revolution in Frankreich den Heiland als „le bon Sansculotte Jésus“ zu ihrem Vorläufer machten, so erscheint in dem Stück Shelleys der Gekreuzigte dem Prometheus als sein Vorläufer, — und so führt uns eine seltsame Brücke von Satan über Prometheus zu dem Stifter, der ja auch von Staat und Geistlichkeit als Rebell verurtheilt und ans Kreuz geschlagen wurde. Hier könnte man auch daran erinnern, daß Hilarius in einem Hymnus Christus den wahren Luzifer genannt hat. „Name ist Schall und Rauch“; der Geist ist Alles.

Wenden wir uns von diesem seltsamsten Ausläufer der Prometheus-Literatur nach Deutschland. Nur der Vollständigkeit wegen sei der „Entfesselte Prometheus“ Herders erwähnt, ein schwaches, poesieloses Stück, in ähnlichem Geist wie das Shelleys gehalten, aber arm und leidenschaftlos und salbungvoll, ein Stück, das den Vorwurf der „Humanitätsbuseeligkeit“ beinahe verdient. Aber schon fünfundsanzig Jahre vor ihm hatte Goethe, der Vereiniger der Kulturen, den Prometheus in Angriff genommen. Das Stück ist leider ein Fragment geblieben, aber jede erhaltene Zeile ist ein Meisterwerk. Niemand hat den Prometheus so antik und modern zugleich aufgefaßt, Niemand ihn so lebendig, markig, so in erdgeborener Kraft dargestellt. Der Prometheus Goethes ist wie eine michelangeleske Gestalt, nur von goethischer Freundigkeit überstrahlt. Es ist gleich für ihn charakteristisch, daß er nicht mit der Befreiung, sondern mit der Menschenschöpfung und dem Kampf beginnt. Das Stück ist aus der Zeit von Sturm und Drang. Der eminent dramatische, unkräftige, pulsirende Ton unterscheidet es von allen übrigen. Nur der Prometheus Goethes ist eine Figur von Fleisch und Blut, menschlich bei aller Uebermenschlichkeit. Und dabei ist er ohne alles Pathos, ohne jede Rhetorik viel revolutionärer als alle seine Namensbrüder in der deutschen und englischen Literatur; er legt schon in den ersten Versen seine furchtbare Kritik an die heiligsten Idole der Tradition, der überlieferten Sittlichkeit und Religion und ruft am Schluß trotzend das Titanenwort zum Himmel:

Hier sit' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich!

Nüchtern, Shelley, Goethe waren keineswegs geneigt, „Hymnen der Unfrömmigkeit“ zu singen. Sie waren im tiefsten Sinne fromme Naturen; aber je inniger, je ernster die Frömmigkeit eines Menschen ist, desto kritischer tritt er der landläufigen Frömmigkeit und Gläubigkeit entgegen, desto verdächtiger erscheint ihm die staatlich garantierte und kirchlich sanktionierte Religiosität unserer Zeit. Die Frömmigkeit, die einen despotischen Gott erfann, um in seinem Namen despotisch zu sein, die gleichzeitig so zahm und furchtsam ist, daß sie jede Kritik fürchtet und verdammt, die in tausend toten Formen erstarrt ist, die alles Leben schädigen, — die haben sie alle Drei verworfen. Ein ganz anderer, erhabenerer Gottesbegriff ist die Grundlage und Ordnung ihres Glaubens; und wenn in all diesen Werken Jupiter gestürzt wird, so ist es ein Sturz.

Die Menschen, die aus der Geschichte gelernt haben, daß jeder Prophet anfangs als Verbrecher erscheint, daß alle Religionen als Ketzereien begannen und daß alle Ketzereien — leider! — einmal zu Staatsreligionen verfallen können, sind den großen Verbrechern und den Begriffen „Frevel“ und „Sünde“ sinnender gegenübergetreten. Sie entfernen sich von der alten Zweitheilung. Sie sagen: Ist ein Gott, so ist Alles in ihm, so hat er das Reptil und das Böse auch erschaffen und so muß für Das, was Ihr „Sünde“ nennt, eine Rechtfertigung in seinem unendlichen Wesen liegen, es muß in ihm zum Schaum, zum Phantasma werden, wie Jupiter in dem Drama Shelleys vor der aussteigenden Ewigkeit. Der Gott ist sicher jenseits von Gut und Böse; er verdammt nicht, weil er schuf. Und so brechen diese Dichter mit dem Gott der Tradition; und der Prometheus, der Gott, den die emporstrebende, Ketten zerbrechende Menschheit in sich findet, wird ihr Symbol. Ungeheure Vorstellungen sind dunkel angedeutet im Fatum, das über beiden kämpfenden Mächten steht. Herrlich erscheint, daß die Griechen Prometheus zum Sohn der Themis machten, den Empörer zum Sohn des Rechtes, wie denn thatsächlich überall die Empörung das Kind des verletzten Rechtes ist; und vielleicht die tiefste Symbolik liegt darin, daß es Prometheus ist, der einst dem Zeus die Herrschaft gab. Er schuf Gott und machte sich ihn zur Fessel, aber es kann nur zeitweilig sein; wie die alten Knechte des Weltgebieters, Kratos und Bia — Gewalt und Roheit —, ihn verknechtet haben, so muß eine neue, reinere Emanation von nicht minder übermenschlicher Gewalt — Herakles — ihn wieder befreien.

So sehen wir heute, die wir jener Zeit noch nah stehen, das Prometheus-Problem. Es mag noch Wandlungen genug vor sich haben. Wollen wir die bisherige Entwicklungsgeschichte dieses Geistes zusammenfassen, so mögen wir sagen: Der Teufel ist wieder Titan geworden, — aber entfesselt ist er, wie mir scheint, noch nicht.*)

Wien.

Dr. Karl Federn.

*) Man könnte mir vorwerfen, daß ich die großartigste moderne poetische Gestaltung des Teufels, den Mephistopheles Goethes, hier gar nicht in Betracht gezogen habe. Aber ich glaube, er gehört nicht hierher, und so weit das Gedicht hierher gehört, bestätigt es meine Auffassung. Die ganz neue, ganz eigenartige Wesenheit, die Goethe seinem Geist, der stets verneint, gab, hat Emerson in den Reprä. Men analysirt. Er ist gar kein Rebell, wenn er auch manchmal den alten Ton anschlägt. Der wirkliche prometheische Empörer in dem Stück ist Faust. Was ist Mephistopheles — der übrigens im letzten Sinn nur die dunklen und niedrigen Winkel in Fausts Seele verkörpert — für ein armer Teufel gegen ihn! Wie gut weiß er, daß er sich zuletzt ducken muß, und wie duckt er sich eigentlich stets und weiß, daß er nur die Kraft ist, die zwar das Böse will, aber das Gute schafft, des Chaos wunderlichster Sohn!

Schriftstellerleiden.

Nachdem ich Jahre lang als „Blauderer“ und Verfasser von kleinen Geschichten mein Leben gefristet hatte, packte mich der Ehrgeiz, einmal einen großen Roman zu schreiben. Meine kleinen Skizzen und Novellen, deren ich Hunderte verfaßt hatte, würden mich nie bekannt machen und sie würden mir auch nie helfen, aus meinen unzulänglichen Verhältnissen herauszukommen. Die Idee zu einer groß angelegten erzählenden Arbeit, die zugleich eine Sittenschilderung gewisser Seiten des modernen Lebens werden sollte, lebte ja bereits lange in mir; und so oft ich auf einsamen Spaziergängen den Plan meines großen epischen Zukunftswerkes überdachte, kam die Begeisterung über mich und ich brannte vor Begier, meine Kraft einmal voll thätigen, mich einmal literarisch so recht ausleben zu können.

Das war nun leichter gedacht als gethan. Denn woher die materielle Möglichkeit nehmen, einen Roman zu schreiben? Um ein so großes Werk in voller Ruhe mit der gehörigen Sorgfalt zu Stande bringen zu können, dazu gehörten, wenn ich sehr angestrengt arbeitete, mindestens doch drei Monate. Die Vorarbeiten, die eingehende Disposition u. s. w. machte ich ja nebenbei, in meinen Mußestunden, auf meinen Erholungspaziergängen; aber wie die Zeit zur Ausarbeitung finden? Wovon sollte ich in den drei Monaten leben und in der Zwischenzeit, die noch verstreichen würde, bis mein Roman in Ruhm und Gold umgefegt war?

Nach langem Grübeln über diese schier unlöbliche Frage sagte ich endlich einen heroischen Entschluß. Ich hielt zunächst eine Besprechung mit meiner Frau ab. In Anbetracht des großen Zweckes erklärte sich die Gute, Gläubige bereit, unser Dienstmädchen zu entlassen und künftig nicht nur die Kinderpflege, sondern auch die ganze Hausarbeit selbst zu übernehmen. Das Zweite war, daß ich beschloß, meine Arbeitszeit von sechs auf acht Stunden täglich auszu dehnen und auch am Sonntag nicht feiern zu wollen. Und nun ging's los. Eine Woche lang schmierte ich um des Erwerbes willen kleine Geschichten zusammen, wie die Zeitungen und Feuilleton-Korrespondenzen sie gebrauchten, und die nächste Woche widmete ich meinem großen Roman. So arbeitete ich sechs Monate lang, Tag für Tag, ohne mir eine Pause zu gönnen. Ein frohes Aufathmen war es jedesmal, wenn ich die Frohnwoche hinter mir hatte und an meinem Roman weiterarbeiten konnte. Ich weiß noch, mit wie heiligem Eifer ich mich jedesmal an die Arbeit setzte, welche selig-bangen Schauer mich durchrieselten. Würde es mir auch gelingen, das große Werk? Und wie mir dann das Herz klopfte und mir das Blut heiß in Stirn und Wangen stieg, sobald ich in die rechte Stimmung gekommen war! Wer sie nicht selbst gekannt hat, Der kann sie nicht nachempfinden, die erhebenden, begeisternden,

hypnotisirenden Wonnen des freien Schaffens. Alles, was irdisch und Kleinlich war, fällt von Einem ab. Die banalen, heumüden Nöthe des täglichen Lebens sind vergessen, in ein Nichts zerronnen. Man ist nicht mehr der zaghafte, von Sorgen zerriebene arme Sterbliche: man ist ein allmächtiger Herrscher, ein stolzer König in einem selbst gegründeten Reich, ein Gott, der aus dem Nichts Großes, Herrliches schaffen kann

Ein halbes Jahr war vergangen, das Werk war fertig und aus meinem Himmel mußte ich wieder auf die Erde hernieder. Nun hieß es zunächst: den Roman verwerthen. Von dem Ruhm allein konnte man ja nicht leben und die Buchausgabe, Das wußte ich, brachte in Deutschland, dem Vaterlande der Leihbibliotheken und der Reclam und Kürschner, blutwenig. Um mir einen angemessenen materiellen Nutzen aus meiner Arbeit verschaffen zu können, mußte ich sie zuerst in einer großen Zeitschrift oder Zeitung abdrucken lassen. Ich schrieb den Begleitbrief, meine Frau packte den Roman ein und hoffnungsvolle Segenswünsche gaben wir dem Paket mit auf den Weg. Ich wartete vier Wochen; ich wartete sechs Wochen; ich wartete acht Wochen. Endlich kam das Manuskript zurück. Wie vor den Kopf geschlagen, stand ich da. Kein Wort, nicht eine Sterbenssilbe über die Gründe, warum man meine Arbeit ablehnte, nur ein gedrucktes Formular: „Wir bedauern, von Ihrer freundlichen Einsendung keinen Gebrauch machen zu können.“

Wahrscheinlich hatte man den Roman überhaupt nicht gelesen. Na, ich erholte mich schließlich von dem Schreck. Meine Frau und ich sprachen einander Muth zu und der Roman wurde zum zweiten Male in die weite Welt hinausgeschickt. Das selbe Resultat, — immer wieder das selbe Resultat. Ein paar Redakteure waren wenigstens so offenherzig, mir ihre Ansicht in kurzen Worten mitzutheilen:

„Ihr Roman enthält so viel Tendenzioses, daß wir befürchten müßten, mit seiner Veröffentlichung bei unsern Lesern Anstoß zu erregen.“

Unterhalb Jahre lang reiste mein Manuskript umher. Dann war ich endlich dieses unaufhörlichen, nervenzerrüttenden Pendelns zwischen Hoffnung und Niedergeschlagenheit müde. Ich mußte mich für diesmal mit der Buchausgabe begnügen. Das sah ich. Also frisch ans Werk, einen Verleger zu finden. Die erste große Firma, an die ich mich wandte, sandte den Roman — selbstverständlich, ohne ihn gelesen zu haben — umgehend zurück. Bei dem zweiten Verleger fand ich mehr Entgegenkommen: er las wenigstens den Roman; aber das Resultat war das selbe negative. Was ihn zur Ablehnung bewog, deutete er mir in einer Unterredung unter vier Augen an. In meiner Arbeit fielen ein paar grelle Streiflichter auf das Mißverhältniß zwischen der geistigen Bedeutung des Offiziercorps und der großen Werthschätzung, deren es sich im Staat und in der Gesellschaft erfreute. Er —

der Verleger — aber habe einen Bruder, der aktiver Offizier sei, und da müsse er selbstverständlich auf den Verlag meines Romanes verzichten. Endlich, nach langem Suchen, fand ich einen unternehmungslustigen jungen Anfänger, der sich auf mein dringendes Zureden bereit erklärte, meinen Roman zu drucken und mir sogar, trotz dem Risiko — denn wer kauft Romane von einem unbekanntem Autor? — ein Honorar zu zahlen. Ganze dreihundert Mark sollte ich erhalten, wenn ich ihm den Roman für immer überliefe.

Ich überlegte nicht lange. Ich war ungeduldig und wollte meine Arbeit endlich gedruckt sehen. Wenn ich mir auch keine Wunderdinge mehr versprach, ich wollte doch nicht der Vater eines togeborenen Kindes sein. Und dann: meine Frau hatte es satt, ihr eigenes Dienstmädchen zu spielen. Dreihundert Mark waren damals für uns ein kleines Kapital. Und nun geschah das Unerwartete, Wunderbare. Mein Roman erregte die Aufmerksamkeit der Kritik. Er wurde viel besprochen; binnen Jahresfrist zählte ich über dreißig Kritiken. Die selben Blätter, die mir mein Manuskript als „nicht geeignet“ zurückgeschickt hatten, lobten mein Buch jetzt über den grünen Klee. Ich bekam ordentlich Respekt vor mir. Das hätte ich mir wirklich in meiner dummen Bescheidenheit gar nicht eingebildet, daß bereits meine Erstlingsarbeit mir eine solche einstimmige Anerkennung, so viele begeisterte Lobsprüche eintragen würde. Mein armes, vielgewandertes, vielverschmähtes Werk wurde nun auf einmal mit den schmeichelhaftesten Beiwörtern begrüßt. „Zierde der realistischen Literatur, psychologisch durchgeführtes, blutwarmes Lebensbild“, „bemerkenswerther Zuwachs zur modernen Romanliteratur“, „psychologische Wahrheit der Charaktere, bewundernswerther, feiner Humor, witzige Satire, kunstvoller Aufbau der Handlung“ u. s. w. Zuweilen waren die Lobsprüche so überschwänglich, daß mir die Röthe der Scham ins Gesicht stieg. Ich wurde als „scharfer Beobachter und gewandter Menschenkenner“ gefeiert und meine „ganz hervorragende Begabung“, die bewundernswürdige Lebenswahrheit meiner Romanfiguren, meine „Frische und Ursprünglichkeit“ wurden ins hellste Licht gerückt.

Wären nicht die sehr enttäuschenden, niedererschlagenden Erfahrungen vorhergegangen, ich hätte wahrhaftig überschnappen können und hätte mich vielleicht für einen neuen Dickens oder Flaubert gehalten. Immerhin war mirs ein nachträglicher Trost für die vielen Enttäuschungen, deren Opfer ich gewesen war, und ziemlich selbstbewußt suchte ich eines Tages meinen Verleger auf, um ihn nach der Anzahl der abgesetzten Exemplare zu fragen. Wenn ich auch kein pekuniäres Interesse daran hatte: als Autor interessirte mich doch das Schicksal meines Buches.

Aber mein Verleger zeigte eine gar nicht von Glück strahlende Miene. „Raum fünfhundert Exemplare sind verkauft“, sagte er resignirt.

„Wie? Fünfhundert, — in einem ganzen Jahr?“ fragte ich erstaunt. „Bei den Besprechungen!“

Der Buchhändler zuckte geringschätzig mit den Achseln. „Auf die Kritiken pfeife ich“, gab er, mehr offen als respektvoll, zurück. „Die nützen gar nichts. Wer liest sie denn? Das große Publikum nicht. Das große Publikum kauft überhaupt keine Bücher, sondern stillt seinen Lesehunger an den Romanen, die in den Zeitschriften und Zeitungen erscheinen.“

Etwas Aehnliches hatte ich mir schon selbst gesagt und für meinen zweiten Roman, den ich inzwischen schon begonnen, hatte ich mir ein Thema gewählt, das nach keiner Richtung hin etwas Bedenkliches bot. Es war eine einfache Liebesgeschichte. Aber als ich nun meine Arbeit fertig und mein Manuscript zur Versendung gebracht hatte, machte ich eine ähnliche Erfahrung wie bei meinem ersten Roman. Nur daß man diesmal nicht die „anflößige Tendenz“ tadelte, sondern erklärte: „Zu wenig Handlung und Spannung, viel zu viel Schilderung und Psychologie.“ Anfangs biß ich wüthend die Zähne zusammen und gelobte mir, nie wieder einen Roman zu schreiben. Dann aber begann ich, ruhig zu überlegen, und dabei ging mir die Erkenntniß auf, daß der Zeitung- und Familienblatt-Roman wohl eine ganz besondere Technik erheische. Die Folge dieser Einsicht war, daß ich mir die Romanliteratur der großen Zeitungen und Familienblätter einmal näher ansah. Als ich ein Duzend Exemplare dieser Gattung — es war kein angenehmer Zeitvertreib — prüfend genossen hatte, fielen mir die berühmten Schuppen von den Augen. Ich erkannte, daß, wenn man vor den gut zahlenden Zeitungverlegern Gnade finden wollte, man das Romanschreiben nicht als eine Kunst, sondern höchstens als ein Kunsthandwerk anzusehen hatte. Wie ein Schuhmacher hatte man nach einem bestimmten Leisten — dem Familienblatt-Roman-Leisten — zu arbeiten. Es war, sobald man hinter dieses Geheimniß gekommen war, gar nicht so schwer, sich die nöthigen „Handgriffe“ anzueignen.

Wohlgemuth machte ich mich nun zum dritten Male an die Arbeit. Mit kanibalischer Grausamkeit, mit wahrhaftem Vandalismus verfuhr ich gegen mich selbst. Sobald ich in die alte dichterische Begeisterung hineingerathen wollte, so oft mich der furor creandi packte, so oft ich in der dichterischen Ausmalung einer Szene zu schwelgen begann: flugs ließ ich die Feder sinken und zauberte vor meine schwärmende Seele das abkühlende Bild des mit der Scheere klappernden Redakteurs, der alle zwei- bis dreihundert Zeilen einen Schnitt in das Roman-Manuscript machte und sein stereotypes „Fortsetzung folgt“ an den Rand schrieb. „Keine Psychologie! Handlung, Handlung, Handlung!“ rief ich mir zugleich warnend zu.

Dennoch hielt ich es für gerathen, als ich mit meiner dritten großen Arbeit fertig geworden war, das Ganze noch einmal sichtigend durchzusehen. Und siehe da: ein volles Viertel merzte ich noch als überflüssig und entbehrlich aus. Dann sandte ich — ich weiß heute noch nicht, wie ich zu dieser Kühn-

heit kam — mein Manuscript an die gelesenste deutsche Familienzeitschrift, die nicht nur in Europa, sondern auch in den anderen vier Erdtheilen, überall, wo die deutsche Zunge klingt, Abonnenten hat.

Schon nach vier Wochen kam die Antwort. Endlich, endlich stand ich an dem heißersehnten Ziel. Das Welt-Familienblatt erklärte sich mit Vergnügen bereit, mich in die Zahl seiner beneidenswerthen Mitarbeiter aufzunehmen, und bot mir für meinen Roman ein Honorar von dreitausend Mark.

Dreitausend Mark! Meine Frau weinte vor Freude und ich, — nun, mich durchschauerte ein etwas unklares Gefühl von Genugthuung und Wehmuth, von Freude und Scham. So ungefähr mußte dem Esau zu Ruthe gewesen sein, nachdem er sein Erstgeburtrecht für ein Linsengericht verkauft hatte.

Der entscheidende Schritt war gethan. Dem ersten Familienblatt-Roman folgte ein zweiter, dem zweiten ein dritter. Auch in den Feuilletonspalten der großen politischen Zeitungen wurde ich ein oft und gern gesehener Gast. So treibe ich es nun seit mehreren Jahren, jedes Jahr mindestens meine drei Romane „fabrizierend“, — so darf ich wohl sagen. Meine Frau kann sich zwei Dienstmädchen halten, meine Kinder genießen die beste Pflege und ich . . . ich bin dick geworden, trinke täglich meine Flasche Wein, rauche Cigarren, deren sich ein Kommerzienrath nicht zu schämen braucht, und leiste mir prozig jedes Jahr eine große Erholungsreise.

Bei Alledem bin ich ein fleißiger Arbeiter und schreibe Tag für Tag meine zweihundert Zeilen. Auf „Stimmung“ zu warten, habe ich nicht mehr nöthig. Meine Routine läßt mich nie im Stich. Das nervenangreifende Ringen und Kämpfen dichterischer Arbeit und die „Bonne des Schaffens“ kenne ich nicht mehr. Kalt „wie 'ne Hundeschnauze“ setze ich mich an die Arbeit. Mich erhebt beim Schaffen kein dichterisches Hochgefühl mehr in die Wolken, dafür aber peinigt mich auch kein Bangen, kein Zweifel mehr. Immer bin ich meiner Sache sicher, denn ich weiß ja, „wies gemacht wird.“

Nur in der ersten Zeit kam ab und zu noch ein Rückfall vor. Einmal hatte es mir ein besonders reizvoller Stoff angethan, so daß ich die gebotene Vorsicht vor dem „Tendenzjösen“ aus den Augen ließ. Ein zweites Mal wieder hatte ich mir eine ausführliche „Milieu-Schilderung“ und eine psychologische Vertiefung des Charakters meines „Helden“ nicht verkneifen können. Die Strafe folgte jedesmal auf dem Fuße. Vergebens klopfte ich in solchen Fällen bei allen Familienblättern und bei den großen Zeitungen an. Unerbittlich wies man mir die Thür und ich mußte mich mit dem geringen Honorar für die Buchausgabe begnügen. Einmal schrieb mir der Redakteur einer unserer angesehensten illustrierten Zeitschriften, die in allen Journal-Bezirken vertreten ist und in jedem größeren Café und Restaurant ausliegt — es handelte sich um einen satirischen Roman, der gewisse Unsitte

des modernen gesellschaftlichen Lebens unverblümt geißelte und der nicht ganz ohne literarischen Ehrgeiz geschrieben war — in heller Entrüstung: „So gern wir auch sonst Ihre Arbeiten acceptiren, diesmal begreifen wir wirklich nicht, wie Sie uns zumuthen können, unseren Lesern etwas derart Anstößiges zu bieten.“ Im Uebrigen erfreue ich mich des besten Ansehens bei den Familienblättern und gehöre zu den „beliebten Erzählern“. Ich habe nicht mehr nöthig, mit meinem Fabrikat lange zu reisen. Ich bin sozusagen eine renommirte Romanfirma geworden und meine Romanfabrik hat zahlreiche gut zahlende Kunden und Abnehmer. Die Zeitungen und Zeitschriften warten nicht, bis ich ihnen meine Waare zuschicke: sie senden mir ihre Offerten ins Haus und ich befinde mich in der angenehmen Situation, nicht für das Lager, sondern auf Bestellung zu arbeiten.

Zu Ruß und Frommen strebsamer junger Kollegen will ich hier ein paar lehrreiche Stellen aus einigen mir zugegangenen Offertebriefen citiren. Die Redaktion einer vielgelesenen Frauenzeitschrift schreibt mir: „Wir erlauben uns die ergebene Anfrage, ob Sie uns nicht freundlichst einen für ein feineres Damenpublikum geeigneten Roman zur Verfügung stellen können. Die in unserem Blatt zur Veröffentlichung gelangenden Beiträge dürfen weder eine politische noch eine religiöse Tendenz enthalten und müssen in erotischer Hinsicht so gehalten sein, daß sie auch vor jüngeren Mitgliedern im Familienkreise vorgelesen werden können. Auch darf weder eine Ehescheidung noch ein Selbstmord vorkommen. Die Handlung muß stetig an Spannung zunehmen und in jedem Kapitel muß irgend eine Wendung in der Fabel, ein neues Ereigniß oder Vergleichen eintreten. Der Ausgang muß ein glücklicher, einen angenehmen Eindruck hinterlassender sein“ Aehnlich schreibt mir die Redaktion eines in weit über hunderttausend Exemplaren verbreiteten Familienblattes: „Unser Unternehmen ist für den Familienkreis bestimmt, so daß wir in erster Linie auf strenge Decenz Gewicht legen müssen und auf absolutes Vermeiden alles politisch und konfessionell Anstößigen. Auch soll auf eine äußerlich ereignisreiche, immer in Spannung erhaltende Handlung und knappe Darstellung Bedacht genommen und ermüdende Schilderungen sowie Reflexionen vermieden werden. Unerläßlich ist auch ein befriedigender Schluß der Erzählung“

Man sieht: ein deutscher Romanschriftsteller muß sozusagen mit gebundener Route marschiren und ich habe nicht übertrieben, als ich vorhin von dem „Familienblatt-Roman-Leisten“ sprach. Man darf einen Roman nicht „dichten“, sondern man muß ihn gewissermaßen „zuredttschustern“. Freilich, die Kritik nimmt mich zum Theil nicht mehr ernst. Bespricht man meine Romane überhaupt noch, so nennt man sie verächtlich „Schablonenarbeit“, „Dugendwaare“ und mich einen „Vielschreiber“, einen „Dugendchriftsteller“, einen

„Familienblatt-Romanfabrikanten“. Erst neulich sagte ein Kritiker über meinen letzten Roman: „Das neueste Elaborat von Zapp, eine mit handfestem Thatfachenmaterial wirthschaftende Geschichte, könnte ohne Umstände in das große Fach der einfachen Unterhaltungsschriften verwiesen werden, wenn nicht Zapp einst einer der Begabtesten unter den Jüngeren gewesen wäre und durch seine Frische und Ursprünglichkeit Hoffnungen geweckt hätte, die zu erfüllen, ihm nun der Ehrgeiz zu fehlen scheint.“ Der Ehrgeiz nicht, verehrter Herr Kritikus, aber der Mamon fehlt mir, den Glücklichere, wie z. B. Hauptmann und Stephan George, besitzen und der absolut dazu gehört, will man in Deutschland wirklich literarisch schaffen. Und nun kommt das Interessante, Charakteristische, das wie eine blutige Satire klingt und doch nur eine einfache, schlichte Wahrheit ist: jener Kritiker, der an seinem Blatt zugleich die Stellung des Feuilletonredakteurs ausfüllt, wird unerbittlich jeden erzählenden Beitrag, der nicht mit „handfestem Thatfachenmaterial wirthschaftet“, von den Spalten seines Blattes ausschließen und er wird sich nicht einen Augenblick bedenken, Geschichten, die er als Kritiker naserrümpfend in das „große Fach der einfachen Unterhaltungsschriften“ verweist, im Feuilleton seines Blattes zum Abdruck zu bringen. So ist es mir thatsächlich einmal passiert, daß der Kritiker einer großen berliner politischen Zeitung einen Roman von mir gehörig vermöbelte, den ein Jahr vorher das selbe Blatt zum Abdruck gebracht und mit hohem Honorar belohnt hatte.

Und nun frage ich zum Schluß: wer hat Schuld, daß wir in Deutschland seit Jahrzehnten zwei Arten von Romanliteratur haben, eine Buch-Romanliteratur, die kärglich ihr Dasein fristet, und eine Zeitung- und Familienblatt-Romanliteratur, die üppig wuchert, von der die Autoren leben und die aus dem Dichter einen Handwerker macht und ihn systematisch zwingt, sich wissenschaftlich und mit Absicht zu verflachen, sich selbst sozusagen literarisch zu kastriren? Es klingt wie eine unsinnige Uebertreibung und ist doch, wie alles vorher von mir Gesagte, buchstäblich wahr und mit Zahlen kann ich es belegen: je oberflächlicher, konventioneller, schablonenhafter, kurz, je unliterarischer ich eine Arbeit geschrieben habe, desto rascher setzte ich sie ab und desto höher war das Honorar, das sie mir eingetragen hat, — und umgekehrt. Das geringste Honorar, ein wahres Almosen, hat mir mein erster Roman gebracht, der einzige, den ich mit literarischem Ehrgeiz, mit siebernden Pulsen, mit klopfendem Herzen, mit voller dichterischer Hingabe geschrieben habe, der einzige meiner dreißig Romane, den die Kritik mit einhälligem Lobe bedacht hat.

Mein Fall ist typisch. So wie mir ergeht es vielen Anderen. Es ist ein tragisches Geschick, deutscher Romanschreiber zu sein.

Nieder-Schönhausen.

Arthur Zapp.



Eine Riesenthorheit.*)

Es thut Einem leid, über eine Arbeit wie die in der Anmerkung genannte ein durchaus wegwerfendes Urtheil fällen zu müssen; aber die Wahrheit muß gesagt werden, auch wenn sie dem Beurtheilten wie dem Beurtheiler schmerzlich ist. Da haben fünf Jahre hindurch siebenhundert Menschen eine geradezu ungeheuerliche Zählungsarbeit verrichtet, haben elf Millionen Wörter mit zwanzig Millionen Silben durchgezählt, um angeblich wichtige Ergebnisse für die Sprachwissenschaft oder die Stenographiekunde herauszuzählen, — und jetzt, wo die Früchte dieser grauendoll mühsamen Arbeit uns vorgezeigt werden, sehen wir, daß sie nichts als Asche und Moder sind.

Der Hauptgrund dieses beklagenswerthen Ergebnisses lag in dem Mangel sprachwissenschaftlicher Einsicht bei dem Veranstalter der ganzen Sache, Herrn Rädig. Er hat eine wohlgemeinte Arbeit vorgeschlagen und mit bewundernswerthem Fleiß durchgeführt, ohne die Fähigkeit mitzubringen, Ziele und Wege dazu richtig zu erkennen. Er hätte schon dadurch stutzig werden können, daß er bei Männern der Wissenschaft so gut wie gar keine Unterstützung fand, und erst recht hätte ihn stutzig machen müssen, daß sogar die Behörde, die über den besonderen Zweck einer solchen Arbeit jedenfalls das sachverständigste Urtheil hatte, die Prüfungskommission des stolziſchen Stenographenverbandes, die Unterstützung ablehnte.

Was wollte Herr Rädig mit seinen fast siebenhundert Zählern erreichen? Er wollte der allgemein wissenschaftlichen und insbesondere der stenographischen Welt Aufschlüsse geben über die Vertheilung des deutschen Sprachschazes auf die einzelnen Wortgattungen, auf die einzelnen Wörter, auf die Laute und die Lautzusammenſetzungen. So allgemein ausgesprochen, klingt diese Aufgabe ganz faßlich. Nun bedarf es aber nur einer sehr geringen Schulung in sprachlichen Fragen, um zu begreifen: für alles Wichtigste, das zu wissen frommt, genügen verhältnißmäßig beschränkte Zählungen vollkommen. Um z. B. festzustellen, welchen lautlichen Charakter die deutsche Sprache hat, also mit welchen Prozentzahlen die einzelnen Vokale, Diphthongen und Konsonanten sich in die Laute theilen, genügt eine Zählung, die ein einzelner Mann in wenigen Tagen — ich möchte fast sagen: in wenigen Stunden — bewerkstelligen kann. Ich selbst bin dafür ein lebender Zeuge, denn ich habe einmal zu einem bestimmten wissenschaftlichen Zweck eine Zählung über die Häufigkeit des e im Deutschen vornehmen müssen. Ich habe diese Zählung in einigen Stunden vorgenommen und glaube nicht, daß mein Zählstoff mehr als 10000 Wörter umfaßt hat. Und siehe da: das von mir gefundene Ergebnis für die Häufigkeit des e stimmt mit seinen 42,8 Prozent aller Vokallaute annähernd mit der von Herrn Rädig und seinen siebenhundert Zählern in fünf Jahren bei 37 Millionen Buchstaben gefundenen Verhältnißzahl von 44,09 Prozent. Für die Zwecke, für die diese Riesenzählung

*) Häufigkeitwörterbuch der deutschen Sprache, herausgegeben von F. W. Rädig. Steglitz, Selbstverlag des Herausgebers.

bestimmt ist, kommt es selbstverständlich nicht auf ein Prozent mehr oder weniger, geschweige denn auf eine Dezimalstelle mehr oder weniger an, etwa wie bei Berechnung der Zahl π , bei der selbst die fünfte und sechste Dezimalstelle für die Praxis noch von Wichtigkeit sein kann.

Sehen wir aber einmal zu, um dem Riesenwerk ganz gerecht zu werden, was es denn überhaupt Werthvolles oder doch Brauchbares und Interessantes bietet. Von Interesse mögen die folgenden Angaben sein. Unter den gezählten rund 10 906 000 Wörtern waren rund 5 426 000 einsilbig, 3 156 000 zweisilbig, 1 410 000 dreisilbig, 646 000 viersilbig, 187 000 fünsilbig, 54 000 sechsilbig. Es mag auch nicht uninteressant sein, zu wissen, daß auf ein Wort der deutschen Sprache, wenigstens nach dieser Zählung, 1,83 Silben kommen. Eben so mag es Sprachforscher und Stenographen interessieren, zu hören, daß das Verhältnis der Vorsilben, Stammsilben und Endungen in der deutschen Sprache steht wie 10:58:30. Am Ueberraschendsten und für die Beurtheilung sprachlicher Verhältnisse Merkwürdigsten ist die Thatsache, daß die drei häufigsten Wörter, nämlich die, der, und zusammen ein Zehntel der gesamten Sprache ausmachen. Die fünfzehn häufigsten Wörter bilden den vierten Theil des gesamten gezählten Sprachstoffes, dessen Hälfte aus 66 häufigsten Wörtern besteht. 320 Wörter hatten eine Häufigkeit von über 5000 und machten zusammen 72 Prozent aller gezählten Wörter aus.

Schon hierbei aber zeigt sich, welche Riesenthorheit es war, die Zählung auf elf Millionen Wörter zu erstrecken; denn die wichtigsten Ergebnisse zeigten sich schon nach der Zählung der ersten Million! Die drei Wörter: der, die, und bildeten schon bei der ersten Million den zehnten Theil des ganzen Sprachstoffes, und wenn bei der ersten Million sechszehn Wörter — nicht fünfzehn — nöthig waren, um $\frac{1}{10}$ des gezählten Sprachstoffes darzustellen, so begreift man, daß es auf solche mathematischen Unterschiede für die großen Zwecke, denen diese Zählungen gewidmet sein sollten, gar nicht ankommt.

Das traurige Endergebniß des Urtheils über die Riesenarbeit und über das dicke Buch von 671 Großoktavseiten, das beiläufig nicht annähernd die Gesamtarbeit wiedergiebt, hat dahin zu lauten: Alles, was wirklich darin wissenschaftlich ist, sei es für die Sprachwissenschaft, sei es für die Beantwortung gewisser Fragen der Stenographie, hätte sich von einem einzigen Zähler in wenigen Monaten mit vollkommen genügender Sicherheit und mit fast genau den selben Endziffern feststellen lassen wie durch die Zählungen von siebenhundert Menschen in fünf Jahren. Und anstatt eines dickleibigen Werkes hätten wenige Seiten genügt, um alle wirklich wissenschaftlichen Thaten zu veröffentlichen. Der größte Theil der Zählarbeit nämlich, wie der ganz überwiegende Theil dieses Werkes, ist durchaus unbrauchbar, überflüssig und sinnlos. Die Zählung hat sich nämlich auch auf die Begriffswörter erstreckt. Nun leuchtet Jedem, der sich auf sprachliche Dinge einigermaßen versteht, sofort ein, daß eine wissenschaftliche Statistik von Begriffswörtern überhaupt nicht aufzustellen ist, — oder doch nur für Zählungen von so ungeheuerlichem Umfang, daß dagegen die elf Millionen als ein Kinderspiel erscheinen müßten. Während die Häufigkeit der Formwörter wenig oder gar nicht von dem gewählten Sprachstoff abhängt, steht die Häufigkeit der Begriffswörter in einem untrennbaren Abhängigkeitsverhältnis zur Wahl des Stoffes. Wenn

wir z. B. sehen, daß ein Wort wie „Truthahn“ unter den elf Millionen gezählten Wörtern so gut wie gar nicht vorgekommen ist, so beweist Das nur, daß bei der Auswahl des Stoffes keine Geflügelzeitung berücksichtigt wurde. Und so könnte ich für Tausende von Wörtern die Unsinnigkeit des ganzen Verfahrens an Beispielen beweisen. Was die Sprachwissenschaft mit solchen werthlosen Zahlen anfangen soll, ist mir unsaßbar. Aber auch für die Stenographie ist diese ganze Tabelle von nahezu 400 großen Druckseiten ohne den geringsten Werth. Auch hierfür läßt sich ein zwingender Beweis führen. Man braucht nur eine beliebige Seite der Häufigkeitstabelle der Begriffswörter mit einer beliebigen Seite irgend eines deutschen Wörterbuches zu vergleichen, so wird man die erstaunliche Thatsache entdecken, daß mindestens der dritte Theil des ganzen deutschen Sprachschazes unter den elf Millionen gezählten Wörtern gar nicht oder höchstens dreimal vorgekommen ist. Es finden sich darunter die allergewöhnlichsten Wörter, von denen man es kaum glauben sollte, daß sie nicht häufiger vorgekommen sind. Ich wähle, beliebig aufschlagend, aus einem bestimmten Gebiet eine Reihe von wohlbekannten und gebräuchlichen Wörtern: Grubenarbeit, Grubenbau, Grubengas, Grubengebäude, Grubenmittel, Grubenlampe, Grubenmaschine, Grubensteiger, Grubenwasser, Grubenwerk. Man sieht aus diesem einen Beispiel, das sich aber vertausendfachen läßt, wie sehr für Begriffswörter alle solche angebliche Statistik vom Zufall — Das heißt: von der Auswahl des Stoffes — abhängt. Hätte Herr Rüding zufällig ein Zählungstück gewählt, das vom Grubenbau gehandelt hätte, etwa ein Stück einer Debatte des preussischen Abgeordnetenhauses über den Bergwerksstat, so hätten sich für alle die Wörter, die in seinem Verzeichniß ganz fehlen, weil sie seltener als viermal vorgekommen sind, durchaus andere Ziffern ergeben.

Aber nicht einmal für die wichtigsten Dinge sind die gefundenen Zahlen zuverlässig. Z. B. bei der Zählung der Laute ist unbegreiflicher Weise *ch* als *c* und als *h*, *sch* als *s*, *c* und *h*, *h* als *s* und *z* gezählt worden, so daß z. B. *„harvaschsigridykalpig.ercsch. dý we'ullich.dgvr. An'ischongkter. des' An'elkerp...“* durchaus widerspricht.

So stellt sich in der That diese unwissenschaftlich geplante und unwissenschaftlich durchgeführte Arbeit als eine der beklagenswerthesten Verirrungen dar, die mir je vorgekommen sind. Dieses Urtheil ist hart, aber es ist nur gerecht; und wenn ich persönlich dabei Etwas bedauere, so ist es die Unfähigkeit, mit der die einsichtsvolleren und wissenschaftlich gebildeten Männer der stenographischen Welt dieser Arbeit zugeesehen haben. Allerdings hat sich kaum einer der führenden Männer in der stenographischen Welt, geschweige denn in der Sprachwissenschaft, der Sache lebhaft fördernd angenommen. Es hätte aber bei Zeiten gegen diese Vergeubung menschlicher Kraft und guten Geldes Einspruch erhoben werden sollen. So, wie das Werk jetzt vorliegt, kann nur gewünscht werden, daß ein kleiner Auszug daraus gemacht werde, der aber nicht mehr als höchstens einen halben Bogen zu betragen braucht, und daß dann die ganze Auflage des furchtbaren Wälzers als unnützliche Makulatur eingestampft werde.

Eduard Engel.



Stovepipe Ben.

Eines schönen Morgens erschien in einem der großen Blätter von Chicago die folgende Anzeige: „Gesucht für die Presbyterianer-Kirche von Dingmans Ferry, Kolorado, ein Prediger. Ein junger Mann, der mit Revolver oder Winchester-Büchse umzugehen weiß, vorgezogen. Offerten unter ‚Prediger‘, Anzeigen-Abtheilung dieses Blattes.“ Wäre die Anzeige von anderswo hergekommen, so hätte man sie für einen schlechten Witj gehalten. Aber da sie aus Kolorado stammte, fand Niemand etwas Außerordentliches daran. In Kolorado, Das wußte man, wohnte eine böse Gesellschaft. Als der junge Benjamin Lawrence Mc Cardell die Anzeige in der Zeitung las, nahm er das linke Bein vom Frühstückstisch, schlug mit der rechten Hand auf die Tischplatte, daß ein der Brötchen erschrocken zur Seite sprang, und rief entzückt: „Heiliger Moses, Das wäre Etwas für mich!“ Mc Cardell hatte nämlich Theologie studirt, weniger aus Frömmigkeit als des guten Auskommens und der gesellschaftlichen Stellung wegen, und wartete schon seit geraumer Zeit auf ein Pastorat.

„Was wäre Etwas für Dich?“ fragte Mc Cardells Stubengenosse aus dem Nebenzimmer; er begleitete die Frage mit einem lauten Schnaufen und Plätschern, das darauf schließen ließ, daß der Stubengenosse die übliche Morgenreinigung an sich vornahm. Der junge Theologe las die Anzeige mit erhobener Stimme vor.

„Du bist verrückt, Ben!“ kam als Antwort zurück.

„Durchaus nicht, Freddie. Was soll ich hier in Chicago sitzen und die Zeit totschlagen? Ich bin jung und kräftig und möchte Etwas erleben, mich einmal gehörig austoben, ehe ich in lauter Würde und Frömmigkeit verrotzne. Ein guter Schütze bin ich auch, — also warum nicht? Wenns mir da draußen in der Wildniß nicht mehr gefällt, komme ich wieder zurück. Gefällt mir, bleibe ich. Mein Bruder Frank ist auch nach dort unten gegangen und noch heute nicht zurück.“

„So? Wo steckt er denn?“

„Weiß der Himmel; wir haben seit zwei Jahren nichts von ihm gehört. Dort unten könnte ich mit Aussicht auf Erfolg Nachforschungen anstellen. Die gute alte Mutter würde sich gewiß nicht schlecht freuen, wenn ich ihr schriebe, daß ich ihn gefunden habe.“

Sehn Minuten später hatte Ben Mc Cardell seine Antwort auf die Anzeige abgefaßt. Er selbst steckte den Brief in den Kasten. Es vergingen zwei Wochen und der junge Theologe hatte die Geschichte mit der Anzeige fast vergessen, als er eines Abends einen Brief aus Dingmans Ferry, Kolorado, erhielt. Er war von einer Hand geschrieben, der man ansah, daß der Schreiber zu jenen Leuten gehörte, die beim Schreiben die Zunge seitwärts heraussstrecken und nach jedem Wort einen tiefen Seufzer ausstoßen. Der Brief strotzte von orthographischen Fehlern und war auf einem Papier verfaßt, das aus einem Schreibheft herausgerissen schien. Außerdem enthielt er zwei Fettsflecke und drei Tintenflecke. Sein Inhalt besagte, daß Mc Cardells Offerte angenommen sei. Er solle sofort kommen. Folgten Anweisungen über die beste Art und Weise,

nach Dingmans Ferry zu gelangen. Das Gehalt belaufe sich auf zehn Dollars die Woche bei freier Wohnung, Gebühren für Taufen, Trauungen und Todesfälle extra. Unterzeichnet war der Brief Stephen Randall und eine Nachschrift besagte: „Vergessen Sie nicht, Ihre Schießwaffen mitzubringen. Telegraphiren Sie, wann Sie kommen.“

Ben Mc Cardell lächelte laut auf über den kuriosen Brief. „Na, fett werde ich in der Stellung kaum werden!“ sagte er zu sich selbst. „Aber ich kann mich dafür auf allerhand Scherzhaftes gefaßt machen.“

Dann setzte er sich hin und benachrichtigte seine Eltern in Michigan von seinem Entschluß, nach Dingmans Ferry zu gehen. Hierauf besorgte er sich einen Eisenbahn-Fahrplan und telegraphirte eine halbe Stunde später an Stephen Randall. Seine sieben Sachen waren bald gepackt. Am Abend verabschiedete er sich von seinem Freund Freddie; und mit einem leichten Handkoffer in der Linken, die Revolvertasche um den Leib geschnallt und die Winchester-Büchse in einem gelben Lederüberzug über der Schulter, zog Ben Mc Cardell auf den Bahnhof.

Mc Cardell mußte morgens um neun Uhr auf der Station ankommen, von der aus der Weg nach Dingmans Ferry führte. Als er sich aus seinem Bett im Schlafwagen erhob, hatte er einen übermüthigen Einfall. Er kannte die heftige Abneigung der Leute im Wilden Westen gegen alle Eleganz der Großstadt. Folglich entnahm er seinem Handkoffer ein Paar nagelneuer Lackleder und zog sie an, während er seine graue Reisemütze mit einem eleganten Cylinderhut vertauschte. Seine Hände steckte er in ein Paar dunkelgelber Handschuhe von feinstem Ziegenleder. Sein langer, oben am Hals geschlossener Priesterrock war so gut wie neu und sah gleichfalls höchst elegant aus. Wie der höhere junge Mann mit seinen sechs Fuß Länge und dem scharfgeschnittenen blassen Gesicht so vor dem Spiegel im Schlafwagen stand, machte er völlig den Eindruck eines Geistlichen, der im vornehmsten Viertel von New-York oder Chicago eine Kirche hat, deren Gemeinde aus lauter Millionären besteht. Er mußte über sich lachen. „Das giebt eine Sensation erster Güte!“ meinte er. „Sollte mich gar nicht wundern, wenn sie nach dem Cylinder sofort zu schießen anfangen.“

Mit einer Verspätung von fünfzehn Minuten langte der Expresszug an der Station an, wo Mc Cardell auszu steigen hatte. Vor dem winzigen Holzhäuschen, das sich Bahnhof nannte, lungerten die üblichen Müßiggänger herum, deren Hauptvergnügen ist, die neuen Ankömmlinge in Augenschein zu nehmen und über sie ihre Glossen zu machen. Es waren meist Farmer, Cowboys und ähnliche Biedermänner, fast Alle mit Revolvern versehen. Als sie des Fremden ansichtig wurden, der da plötzlich vor ihnen stand, in schwarzer Priesterkleidung, mit Lackleder, Lederhandschuhen und Cylinder und mit einer Büchse über der Schulter, brachen sie in ein lautes Gelächter aus. So etwas Komisches hatten sie ihr Leben nicht gesehen. „Heh, Rosy,“ sagte der Eine von ihnen zu einem langen dünnen Kerl, der seinen Spitznamen von seiner ungeheuren Schnapsvase hatte, die aus seinem Gesicht herausglänzte wie ein Leuchtturm; „poß mal auf, wie ich dem Waschlappen da seine verdammte Angstrohre vom Kopf schieße.“

„Bist Du von Sinnen, Tommy?“ erwiderte der Dürre, „siehst Du nicht, daß Das ein Reverend ist?“

Im selben Augenblick kam ein Wagen mit zwei klapperigen Rädern da-

vor herangejagt und hielt dicht an der Station. Ein kleiner, untersehter Mann mit kurzem braunem Vollbart sprang vom Bock, trat rasch auf die Gruppe zu, wandte sich an Ben und sagte:

„Sind Sie Herr Benjamin Mc Cardell aus Chicago?“

„Das ist mein Name. Sie sind wohl Herr Stephen Randall von Dingmans Ferry?“

„Zawohl, mein Herr, freut mich, Sie kennen zu lernen!“ Und dabei ließ er seine kleinen funkelnden Augen an Benjamin geradezu erschreckt hinauf und hinab spazieren. „Ich bin ein Wenig zu spät gekommen, wie ich sehe. Der verdamnte Weg ist daran schuld.“ Er begrüßte noch rasch verschiedene von den Faulenzern, die jetzt ganz still geworden waren, und führte den jungen Mann dann zum Wagen. Stephen Randall pfiß durch die Zähne und die Pferde sausten mit einer Geschwindigkeit, die zu ihrer Klapperigkeit in merkwürdigem Gegensatz stand, davon, eine dicke Staubwolke hinter dem Wagen zurücklassend.

Es war Spätherbst, aber Alles noch grün, der Himmel tiefblau und die Luft kühl und scharf. Auf den Feldern zu beiden Seiten des Weges vollführten die Grillen ein geradezu ohrenbetäubendes Konzert.

„Wie weit ist es bis Dingmans Ferry?“ fragte Mc. Cardell nach einer Weile.

„Zehn Meilen. Wir machens in einer Stunde, wenn uns unterwegs kein Unglück passiert.“

„Wieso sollte uns ein Unglück passieren?“

„Ja, wissen Sie von wegen dem Ding, das Sie da auf dem Kopf haben,“ erwiderte Randall und spuckte einen Strahl Tabaksaft seitwärts in die Büsche. „Vor zehn Jahren kam mal Einer mit so einem Hut hier an. Nach drei Tagen war er tot.“

„So? Als Prediger werde ich doch vor Belästigungen sicher sein?“

„Oh, wir werden uns schon daran gewöhnen, wenn Sie darauf bestehen, das Ding zu tragen. Aber es kommen viele Cowboys und ähnliche gefährliche Burschen aus den Minen nach Dingmans Ferry und da könnte Ihnen doch mal was Unangenehmes zustossen. Jedenfalls werden Sie gut thun, nie ohne Revolver auszugehen, wenn Sie den Hut aufhaben. Auch mit den Glanzstiefeln ist es nichts. Die sind gerade so gefährlich wie der Hut.“

„Nun“, lachte Ben vergnügt, „es wird vielleicht nicht halb so schlimm, wie Sie denken. Mit Gottes Hilfe und recht viel Underschwämtheit kommt man immer durch, pflegt mein alter Vater zu sagen. Aber nun sagen Sie mir mal, mein lieber Stephen Randall, wie steht es mit meiner Stellung als Pastor? Sind die Nebeneinnahmen bedeutend?“

„Nicht übel, Herr Mc Cardell, nicht übel. Im Winter weniger gut, aber im Frühjahr und Sommer sehr gut. Da wird alle Raselang Einer totgeschossen; und dann die vielen Lynchereien! Ich weiß, Ihr frommen Herren seid dagegen, aber es ist für Sie doch immer mitzunehmen. Zwei bis drei Dollars springen dabei stets heraus. Weil wir gerade vom Lynchens sprechen: donnern Sie nicht zu stark dagegen! Die Leute lassen sich ihr Vergnügen nicht gern vereiteln. Und was den Whisky anbetrifft, so dürfen Sie dagegen ebenfalls nicht zu sehr wettern. Es machts nur schlimmer. Der vorige Pastor sprach immer vom Whisky und da kriegten die Leute solchen fürchtbaren Durst danach, daß sie gleich nach der

„Predigt in die Wirthschaften stürzten.“ Stephen Randall sprach abermals seinen Tabaksaft aus und setzte lächelnd hinzu: „Und dann gabs Mord und Totschlag, mein Herr, Mord und Totschlag. Im Uebrigen ist Dingmans Ferry ein verdammtes gemüthliches Nest.“

„Um“, erwiderte Mc Cardell lächelnd, „ich begreife jetzt, warum Jemand, der bei Euch Pastor sein will, mit Revolver und Winchester umgehen können muß.“

„Was ist Ihre beste Leistung mit der Büchse, mein Herr?“

„Oh, ich schieße auf sechzig Schritt das Treßfaß aus der Karte.“

„Auf sechzig Schritt?“ rief Stephen Randall mit dem Ausdruck ungeheuersten Entzückens. „Herr Mc Cardell, Sie werden ein großartiger Pastor sein!“ Und er schüttelte ihm begeistert die Hand. „Der vorige war gänzlich unfähig, ein Schafskopf, mein Herr; er konnte auf zehn Schritt keine Kuh treffen.“ Dann sahen sie eine Zeit lang schweigend dahin. „Auf sechzig Schritt das Treßfaß aus der Karte!“ murmelte Randall nur ab und zu vor sich hin, den Kopf schüttelnd. „Heiliges Spanferkel!“ Dieser lakrische junge Diener des Herrn fing an, ihm zu imponiren, trotz dem lächerlichen Ding auf dem Kopf . . . Aber vielleicht war das Alles nur Prahlerei mit dem Schießen?

Um zehn Uhr langten Mc Cardell und Stephen Randall in Dingmans Ferry an. Sehr einladend sah der Ort gerade nicht aus. Es war nicht Dorf und auch nicht Stadt, nichts als schlechtgebauete Holzhäuser, meist weiß gestrichen und mit grünen Fensterläden, zwischen je zwei Häusern ein größerer Zwischenraum. Es gab nur zwei Hauptstraßen, die einander rechtwinklig schnitten und in jämmerlichem Zustande waren. Alles sah unjauber und ungepflegt aus. Vor den Thüren ihrer Häuser standen die eblen Bürger und Bürgerinnen, eine ziemlich gefährlich aussehende Gesellschaft, um den neuen Pastor zu besichtigen. Seine Erscheinung verursachte Sensation, vor Allem der Cylinder. Die Enttäuschung war allgemein.

„Und vor so einem Dube soll Einer Respekt haben!“ bemerkte ein alter Braukopf. „Ich wette drei Flaschen Whisky, Der fällt schon in Ohnmacht, wenn Jemandem die Nase blutet. Und dann das Ding auf dem Kopf, — nichts für Colorado, nichts für Colorado!“ Man stimmte ihm bei. Offenbar hatte der Braukopf der allgemeinen Ansicht Ausdruck gegeben.

„Ein Mensch, der solchen Hut trägt“, sagte Tarantel Jim, der seinen Namen davon hatte, daß seine Liebhaberei die Jagd auf Taranteln war, „ist nicht von der Sorte, die zuhaut. Ich denke, so Einer taugt überhaupt zu nichts.“

Einen Anderen würde ein Cylinder, der so viel Staub aufwirbelte und überdies ein lebensgefährliches Möbel war, dazu veranlaßt haben, ihn so schnell wie möglich abzulegen. Mc Cardell aber war ein Dickhädel. Gerade weil Alles über seinen Cylinder herfiel und seine „Absetzung“ verlangte, beschloß er, ihn ständig zu tragen, woran er anfangs gar nicht gedacht hatte. Er wollte doch mal sehen, wer ihm verbieten konnte, mit einem Cylinder herumzulaufen, wenn ihm Das paßte. Und so that er denn auch. Tarantel Jim und andere Schlaupföpfe erwarteten jeden Tag, daß diesem seltsamen Kauz von Pastor etwas Menschliches zustossen werde. Merkwürdiger Weise geschah jedoch nichts. Dafür verfiel er aber dem Schicksal aller Derer, die unter diesen wilden Wüstenmenschen etwas Besonderliches an sich haben: er bekam einen Spiknamen.

Der Reverend Benjamin Mc Cardell verschwand vollkommen und an seine Stelle trat „Stoepipe Ben“, zu deutsch „Angströhren-Ben“. Niemand nannte ihn mehr anders, einerlei, ob man über ihn schimpfte oder ihn lobte. Seine Predigten dagegen gefielen den Leuten ganz gut, denn Benjamin verstand vortrefflich, anstatt der trockenen Bibelauslegung eine gesunde, rothbackige Lebensweisheit zu verzapfen, die seinen ungebildeten Zuhörern einleuchtete. Dazu kam, daß er seine Predigt stets kurz hielt und sie mit allerlei scherzhaften Anekdoten spickte, an denen sich seine Schäflein weidlich ergöhten und die bald in ganz Colorado die Runde machten. Und ehe er sich verjah, war er als „Stoepipe Ben“ eine komische Figur geworden. Man hielt ihn für einen harmlosen, fideleu Jungen. Respekt hatte Niemand vor ihm und seine Behauptung, auf sechzig Schritte das Aß aus der Karte schießen zu können, hielt man für einen guten Witz von ihm. „Ein Mensch, der einen Cylinder trägt und auf sechzig Schritte das Treffsah aus der Karte schießen, — so was giebt's gar nicht!“ hatte Tarantel Jim gesagt und Jeder gab ihm Recht.

Nur einem einzigen Menschenkinde in Dingmans Ferry erschien der junge Pastor als ein Ritter ohne Furcht und Tadel, — und Das war Daisy Barrymore, des reichen Viehstallbesizers Dan Barrymore einzige Tochter. Sie blickte mit einer Art Verehrung zu Benjamin empor, der so viel wußte, stets freundlich und guten Humors war und dabei so ganz anders als alle die Anderen, die über ihn lachten. Sie allein wußte auch, was sie von Benjamin zu halten hatte.

„Vater,“ hatte sie einmal zum alten Barrymore gesagt, als er wegwerfend von „Stoepipe Ben“ gesprochen hatte: „Ihr seid alleammt mit Eurem Urtheil über den Pastor auf dem Holzwege. Der wischt mit einem halben Dupend von Euch den Fußboden auf.“ Und ihre schwarzen Augen schienen vor Born Funken zu sprühen.

„Oho,“ meinte der Alte lächelnd, „sieh Giner den kleinen Truthahn an, wie er kollekt. Der Cylinder hats ihr angethan!“ Und da Alles über diesen großartigen Witz lachte, fügte er hinzu: „Ich glaube, das Mädel hat sich in den Kopf gesetzt, eines Tages Frau Mc Cardell zu sein. Aber daraus wird nichts. Ich wünsche keine Waschlappen in meiner Familie!“ Daisy biß die Lippen zusammen; sie war feuerroth geworden.

„Ich heirathe, wen ich will, und nicht, wen Du willst!“ erwiderte sie fuchsteufelswild und ging hinaus, die Thür hinter sich zuwerfend, daß es krachte.

Und so war es wohl kein bloßer Zufall, daß sie immer um drei Uhr nachmittags auf der kleinen Bank unter der Platane vor dem schneeweißen Häuschen saß, gerade zu der selben Zeit, wo Benjamin Mc Cardell auf seinem Spazirgange die staubige Straße hinabkam. Erst hatte er immer nur freundlich genickt, wenn er sie sah, dann blieb er jedesmal stehen und sprach einige Worte zu ihr. Wenn er weiterschnitt, folgten ihm ihre schwarzen, funkelnden Augen und noch lange sah sie den berühmten Cylinder in der Sonne glänzen. Manchmal traf es sich, daß Daisy Barrymore nicht vor der Thür saß, wenn Mc Cardell vorüberkam. Dann schweiften seine scharfen grauen Augen zu den Fenstern mit den grünen Läden davor und von dort in den kleinen Garten zwischen dem Hause und den Stallungen.

Bis jetzt hatte Mc Cardell wenig Aufregendes erlebt. Einmal hatte ein

betrunkener Cowboy aus einer Schnapskneipe heraus, an der der Pastor gegen Sonnenuntergang vorüberkam, nach dessen Cylinder geschossen, ohne ihn zu treffen. Und bei den üblichen Prügeleien in den Kneipen waren ein Mann erschossen und drei andere verwundet worden. Aber in Dingmans Ferry, das sich noch gar nicht lange von einem armseligen „Minenlager“ in ein Mittelbild zwischen Dorf und Städten verwandelt hatte, gehörte Vergleichen zu den Volksbelustigungen. Niemand sah darin etwas Außergewöhnliches. Da war es an einem schönen, sonnigen Herbstmorgen, als von Westen her auf der Landstraße der eilige Hufschlag von Pferden vernehmbar wurde. Eine große weiße Staubwolke rollte heran und in ihr wurden drei Reiter sichtbar, die das Aussehen von Cowboys hatten. Sie trugen deren riesige Schlapphüte, mit vorn hochgeklappter Krümpe, und grobe buntfarbige Hemden, die den Hals freiließen. Zwei von ihnen, der Eine mit kurzem rötlichem Vollbart, der Andere mit einem buschigen blonden Schnurrbart, hatten alte zerrissene Reitgamaschen an den Beinen. Der Dritte, ein baumlanger junger Mann mit völlig bartlosem, von der Sonne verbranntem Gesicht, gönnte sich den Luxus von Reitstiefeln mit krumm getretenen Absätzen und alten rostigen Sporen. Jeder besaß zwei Revolver und eine Winchesterbüchse. Was sie an Kleidung hatten, sah abgetragen und zerfchiffen aus und gewann nicht eben durch den dicken Staub, der darauf lag. Das Erscheinen solcher Gestalten in Dingmans Ferry war etwas Alltägliches. Also schenkte ihnen Niemand weiter Beachtung, als sie gegenüber der Apotheke, die zugleich das Postamt war, von den Pferden sprangen und sie in einen nach zwei Seiten hin offenen Schuppen führten. Der Rothbart blieb nah beim Schuppen hinter einer breitästigen Magnolia, während der Schnurrbärtige und der bartlose junge Riese gemüthlich über den freien Platz vor der Apotheke schlenderten. In der Apotheke befanden sich in diesem Augenblick nur zwei Gehilfen und Daisy Barrymore, die eine Schachtel Hustenpillen gekauft hatte und mit einem der Gehilfen scherzte, ferner ein alter spindeldürrer Farmer, der mit dem anderen Gehilfen über Politik, seine Frau und den Kartoffelkäfer sprach.

„Guten Morgen!“ sagte der junge Riese lächelnd, hob von einem der Glasfrüge den Deckel ab und nahm zwei Bonbons heraus, die er in den Mund steckte.

„Junger Mann,“ bemerkte der Gehilfe, der mit Daisy scherzte, „Das ist gegen die Regeln dieses Geschäftes.“

„Eure Regeln hol' der Teufel,“ erwiderte der Angeredete. „Wir sind hier, um noch ganz andere Regeln zu mißachten. Hände hoch allesammt im Laden!“

„Hände hoch!“ wiederholte der Schnurrbärtige, „und verdammt rasch!“ Und er sowohl als der Lange richteten ihre Revolver auf die Anwesenden.

„Wer sich rührt, Den schicken wir in die Hölle, verstanden?“ sagte der Lange, als einer der Gehilfen den Kopf nach dem Hintergrunde des Ladens wandte. Zur Bekräftigung seiner Worte feuerte er zwei Schüsse ab. Die Kugeln schlugen in die Wand und prasselnd flog der Kalk umher. Im nächsten Augenblick war der Schnurrbärtige um den Ladentisch herumgegangen, und während der Lange mit seinem Revolver schußbereit hinter der Thür stand, packte der Andere Alles zusammen, was er in der Postkassette und der Kasse des Apothekers fand, und steckte es in die Taschen.

„Bertig, Tommy?“ fragte der Lange, mit Genuß an seinen Bonbons kauend.

„Ich denke, ich habe Alles“, erwiderte Tommy grinsend.

„Dann heraus alle Vier, Ihr beiden Pilsendreher, der alte Stoppelhopper da und das Rädel. Und immer die Hände hoch, Ihr Kerls!“

Wenige Minuten später kam ein sonderbarer Zug aus der Apotheke heraus. Voran ein Apothekergehilfe, die Hände hochhaltend, dahinter, ihm fast auf den Hacken, der Lange mit Daisy Barrymore auf dem Arm, die blaß, aber völlig gefaßt war. Dann folgte der alte Farmer und der andere Apothekergehilfe, ebenfalls Beide die Hände hochhaltend, zwischen ihnen Tommy, mit seiner Büchse schußfertig in den Händen. So marschirten sie raschen Schrittes auf den Schuppen zu, wo die Pferde standen. Als die beiden Schüsse in der Apotheke gefallen waren, wußten die Nachbarn sofort, was Das zu bedeuten hatte. Auch hatte der kleine Sohn des Apothekers, der vom Hinterzimmer aus Zeuge der Vorgänge im Laden gewesen war, die Leute alarmirt, indem er mit dem Rufe: „Desperados in der Apotheke!“ die Straße herunterlief. In dem Augenblick, wo die Spitzbuben aus dem Laden kamen, standen die Bürger daher bereits in weitem Bogen um den freien Platz herum, der vor der Apotheke lag, jeder Einzelne mit seiner Winchesterbüchse bewaffnet und schußfertig. Zu sehen war freilich Niemand von den Bürgern. Solche Narren waren sie nicht. Sie kannten derlei Scherze aus Erfahrung und waren völlig im Klaren darüber, wie sie sich zu benehmen hatten. Ueberall standen sie hinter Zäunen, Ställen, Hausthüren, und was sonst Deckung bot. Keiner von ihnen schoß, aus Furcht, einen der Gehilfen, den alten Farmer oder gar die kleine Daisy Barrymore zu treffen.

„Die verstehen ihr Handwerk!“ rief Tarantel Jim lachend dem dicken Wirth zu, der nicht weit von ihm hinter einem alten Wagen stand und ruhig seine schlechte Cigarre weiterrauchte.

„Es scheint so!“ erwiderte der Wirth zwischen den Zähnen hindurch. „Uebrigens famosere Idee von dem Langen, das Rädel . . .“ Ohne zu vollenden, riß er die Büchse hoch und schoß. Ein Schauer von Blättern regnete von der Magnolia herab. Aber er hatte den Rothbärtigen, der einen Augenblick hinter der Magnolia sichtbar geworden war, nicht getroffen. Dann wars wieder ganz still in Dingmans Ferry. Alles sah so friedfertig und sonnig aus. Ein kleiner brauner Hund kam aus einem Seitenweg dahergetrabt, beschüllfelte Schweifwedelnd den Langen und trabte weiter. Die Banditen hatten jetzt die Hälfte des Platzes überschritten. Wenn sie die Pferde erreichten, waren sie in Sicherheit, denn hinter dem Schuppen, wo die Pferde standen, begann ein kleines Platanengebüsch, unter dessen Schutz sie bequem die Landstraße erreichen konnten. Es schien bereits, als ob sie gewonnen Spiel hätten, als plötzlich Tarantel Jims Stimme vernehmbar wurde.

„Heiliges Pairiehuhn, — hier kommt der Pastor mit Dan Barrymore!“ Und zugleich hörte man Stephen Randall von rechts rufen:

„Derr Mc Cardell, suchen Sie Deckung, sonst sind Sie pfutsch, ehe Sie's denken!“

Benjamin Mc Cardell, gefolgt vom alten Barrymore, kam im Sturmschritt daher, den Cylinder auf dem Kopf, seine Winchesterbüchse in der Hand. Seine Augen funkelten.

„Wo ist Daisy?“ rief er. „Wo ist Daisy Barrymore? Die Kerls sollen sie getödtet haben?“

„Nicht so schlimm!“ rief Tarantel Jim zurück. „Sie wird nur als Augenfang benutzt, sehen Sie selbst. Aber machen Sie vor Allem, daß Sie mit Dan hinter die Scheune da kommen.“ Der alte Barrymore hatte Das bereits gethan.

Mc Cardell sprang gerade hinter die Scheune, als zwei Schüsse auf einmal krachten und sein Cylinder vom Kopfe flog. Der Pastor murmelte Etwas, das keineswegs wie ein Segenswunsch klang.

„Jetzt werden wir sehen, was er kann!“ rief Tarantel Jim dem dicken Wirth zu. „Sein Cylinder und Daisy Barrymore: daran läßt er nicht tippen.“ Mc Cardell hatte die Lage mit einem Blick übersehen. Der Lange hatte mit Daisy auf dem Arm die Magnolia fast erreicht, als der Pastor seine Büchse erhob.

„Ums Himmels willen, — Sie werden doch nicht auf den Lungen schießen?“ fragte Dan Barrymore, ganz blaß vor Entsetzen. Aber bereits hatte der Pastor abgedrückt. Der Lange breitete die Arme aus, so daß Daisy schwer zu Boden stürzte, und fiel nach hinten auf den Boden, wo er noch wenigen krampfhaften Zuckungen regungslos liegen blieb. Auch Daisy rührte sich nicht.

„Unglücklicher, Sie haben mein Kind verletzt!“ rief der alte Barrymore und machte Miene, zu Daisy hinüber zu eilen. Der Pastor hielt ihn fest.

„Sind Sie toll?“ sagte er zu Dan. „Sie thun keine drei Schritte, so liegen Sie auf der Nase. Sie wird ohnmächtig sein vom dem jähen Fall, Das ist Alles!“ Dennoch forterte ihn eine heimliche Unruhe.

Als der Schnurrbärtige sah, daß da Jemand schoß, dem ein Zoll Körperfläche als Ziel genügte, sprang er in langen Sätzen nach dem Schuppen, die beiden Apothekergehilfen und den alten Farmer sich selbst überlassend. Tarantel Jim, der dicke Wirth und von rechts her der Sheriff schossen fast gleichzeitig. Wie ein Mehl sack plumpfte der Kerl hin, gerade aufs Gesicht. Zweimal rollte er von rechts nach links und war dann still.

„Jetzt den dritten Hühner-Habicht!“ rief Tarantel Jim.

Aber so leicht ging Das mit dem dritten Hühner-Habicht nicht. Hinter der Magnolia hervor schoß der Rothbärtige wie der Teufel. Der Sheriff, in den Hals getroffen, stürzte schwer zu Boden.

„Verflucht!“ rief Tarantel Jim und taumelte zurück. Die Büchse entfiel seiner Hand, er war ganz weiß im Gesicht. Auch er war kampfunfähig. Eine Kugel des Rothbärtigen hatte ihm den rechten Oberarm zerschmettert. „Für heute ist mit dem Spaß zu Ende!“ knurrte er wüthend und machte sich eilends davon, um sich verbinden zu lassen, immer häßlich darauf achtend, daß sich ein Haus oder eine Scheune zwischen ihm und dem Rothbärtigen befand. Der Rothbärtige, dem die Baumrinde und die Blätter nur so um den Kopf hagelten, schien einzusehen, daß ihm ein längerer Aufenthalt in Dingmans Ferry doch nicht recht zuträglich sein mochte. Die Geschichte war bis jetzt für ihn und seine Kollegen ein ziemlicher Mißerfolg. Das sah er ein. Also beschloß er, eine Lustveränderung vorzunehmen. Diese vertheuerten Kerls von Dingmans Ferry waren zweifellos höchst ungemüthliche Menschen, mit denen schlecht Rirschen essen war, besonders aber „blaue Bohnen“. Der Weg von der Magnolia bis zu den Pferden war ja nicht der Rede werth. Aber die Leute von Dingmans Ferry schienen besonders darauf eingeübt zu sein, Jemanden im Laufen zu erwischen. Doch

fort mußte er, ehe ihm der Weg abgeschnitten war. Schon blutete er aus zwei Streifwunden an der Hand und am Schenkel. Um die Anderen zu schrecken, schoß er rasch hinter einander, wo immer sich Einer zeigte. Der dicke Wirth warf die Arme hoch und schlug lang hin. Die Kugel war ihm mitten durch die Stirn gegangen. Dann sprang der Rothbärtige hinter der Magnolia hervor, behend wie eine Kage. R-r-r-r-äng! Bäng! Bäng! knatterte es. Der Staub flog aus dem Rock des Rothbärtigen auf, wo die Kugeln einschlugen, und mit einem Fluch stürzte er vornüber. Kaum war er gefallen, so kamen die Leute von Dingmans Ferry von allen Seiten herbeigelaufen, Allen voran Ben Mc Cardell, der Pastor. Er beugte sich über Daisy Barrymore, legte sein Ohr an ihr Herz und lauschte.

„Dem Himmel sei Dank!“ rief er freudig, „sie lebt, sie ist nur ohnmächtig von dem Fall!“ Und wie zur Bekräftigung seiner Worte schlug das schöne Mädchen die Augen auf. Als sie Benjamin erkannte, lächelte sie und plötzlich brach sie in Thränen aus und schlang ihre Arme um Benjamin's Hals.

„Gott segne Euch, Kinder!“ sagte der alte Barrymore bewegt und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Es geschah Deinetwegen,“ sagte Benjamin, während er sie aufrichtete, „und so wird mir Der droben vielleicht verzeihen.“

„Herr Mc Cardell, Herr Mc Cardell!“ rief in diesem Augenblick einer der Leute, „kommen Sie rasch hierher, der Rothbärtige lebt noch!“ Alles eilte hinüber, wo der Bandit lag. Er athmete schwer. Sein Hemd war mit Blut getränkt. Man sah, daß es mit ihm zu Ende ging.

„Wie heißen Sie und die Anderen?“ fragte der Pastor.

„Was liegt am Namen?“ erwiderte der Befragte, mühsam lächelnd. „Sehen Sie Smith auf den Grabstein, aber mit Gold. Sie haben das Geld ja wieder, also können Sie was drausgehen lassen. Und sehen Sie zu, daß der Sarg aus Tannenholz ist! Das soll sehr gesund sein.“ Er lächelte wieder und stöhnte dann. „Teufel, Ihr schießt nicht übel, Ihr Leute. Ihr solltet ins Desperado-Geschäft gehen.“

„Wollen Sie nicht lieber Ihren Frieden mit dem Himmel schließen, anstatt unpassende Scherze zu machen?“ fragte der Pastor ernst.

„Himmel hin, Himmel her, was geb' ich darum? Um mich und den Anderen ist's nicht schade; wir waren immer Hallunken erster Klasse; aber um den Jungen da thut's mir leid, er ist“ — er schloß eine Sekunde die Augen und verzog krampfhaft das Gesicht, Blut kam ihm zum Munde heraus. Dann öffnete er die Augen abermals und sprach so leise, daß sich Alle nach vorn beugten, um ihn verstehen zu können: „er ist guter Leute Kind . . . sein erster Versuch . . . und dann, ich hörte, daß Sie Jemand Mc Cardell“ . . . er hielt wieder inne . . . „vielleicht verwandt, heißt auch Mc Cardell . . . Frank Winfield . . .“

Mit drei Schritten war der Pastor bei dem Toten, der mit dem Gesicht nach unten dalag. Er drehte ihn herum und schrie auf: „Mein Bruder! Mein Bruder!“ Dann brach er ohnmächtig zusammen.



Neue Transaktionen.

Rothschild wollte den Prospekt für die neuen 15 Millionen Diskontokommandit nicht mit unterzeichnen. Das werden die Leser der „Zukunft“, da die Tagespresse es verschweigt, jetzt, nach acht Tagen, noch immer zuerst erfahren. Einem Rothschild kann selbst Herr von Hansmann nichts „übel nehmen“; und Rothschild wollte auch durch seine Weigerung gewiß nicht die Diskontogesellschaft kränken, sondern wohl nur zeigen, daß er sich an Emissionen einstweilen nicht zu betheiligen wünscht. So steht auf dem Einführungsprospect für Frankfurt nur die Deutsche Effekten- und Wechselbank, das Institut, mit dem die Diskontogesellschaft sich einst vielleicht verbinden dürfte. Noch hindern zahlreiche, besonders persönliche Schwierigkeiten diese Verbindung; aber die Verhältnisse sind stärker als die Menschen und die Diskontogesellschaft kann nicht mehr lange ruhig zusehen, wie ihr von der Deutschen und der Dresdener Bank in Süddeutschland der Boden abgegraben wird. Bisher mußte Rücksicht auf Rothschild genommen werden; ist aber diesem Pause schon das Mitmachen einer an sich so kleinen Sache unbecomem, dann kann es gegen einen Erfolg in irgend einer bankgerechten Form nichts mehr einwenden.

Die bessere Meinung für Banken ist auf die neuen Geschäfte zurückzuführen, vor denen verschiedene große Elektrizität-Gesellschaften, besonders Voewe, stehen. Ob es sich um Panzerthürme für eine amerikanische Gründung, um Werkzeugmaschinenfabriken für Deutschland oder um elektrische Zillialen für England und die Kolonien handelt: die Börse sieht die Hauptgewinne aus allen solchen Transaktionen in dem hohen Agio, das bei diesen schönen Gelegenheiten dem Publikum aufgehaßt wird. Allen Respekt vor dem Mitleid mit unserem — doch freiwillig herbeieilenden — Publikum; aber mit den 100 Prozent Agio zu viel, wird doch wenigstens Industrie geschaffen. Kann man das Selbe auch von all den egotischen Staatsanleihen behaupten, mit denen unsere „Sparer“ theils schon bedacht sind, theils, von China und Südamerika her, weiter bedacht werden sollen? Es ist solider, Diskontokommandit auf elektrische Gründungen als etwa auf das argentinische Alkoholmonopol hin zu kaufen. Gewiß soll man den fremden Anleihemarkt bei uns nicht grundsächlich verdammen, denn ohne ihn müßten wir aus den leitenden Stellen im Welthandel ausscheiden; doch von da bis zu der heutigen Ueberhäufung mit Staatsfonds zweiten und dritten Ranges ist noch ein weiter Weg, besonders in einer Zeit, wo die vorwärts stürmende Industrie von den selben Großbanken kein Geld mehr bekommen kann, deren ganze Politik darauf hinausläuft, ihre Ueberladung zu verdecken. Warum sie verdeckt werden soll? Nicht aus Eitelkeit, sondern aus Vorsicht, denn die weiten Kreise der Besitzer von Industriepapieren dürfen keinen Augenblick unruhig gemacht werden. Das wurde bisher zum Glück auch vermieden, sonst hätten wir schon von Verkäufen gehört. Das Geld scheint noch knapper zu werden, obgleich man in letzter Zeit keine allzu umfangreichen Verkäufe unserer Konjols bemerkt haben will.

Wo manchmal ungeheure Summen versteckt gehalten werden, Das zeigt uns der jetzt genehmigte Verkauf der Zecher Centrum an die harpener Gesellschaft. Es handelt sich dabei um ein seit mehreren Jahren klug gewahrtes 24 Millionen-Geheimniß. Als die Kuxe der Gewerkschaft Centrum noch 4000 standen, hatte die harpener Gesellschaft gewiß schon ein Auge darauf. Dann waren sie

nach mit 16000 Mk. zu haben; und jetzt, wo es unter 30000 Mk. per Aug nicht mehr geht, wird der Ankauf der Antheile beantragt und beschlossen. Und die Verkäufer? Sind es die alten Gewerkschaftler, die ihren Besitz seit Beginn ab festgehalten, oder neue Hände, die zur rechten Zeit aufgekauft und im Kassenstank verwahrt gehalten haben? . . . In der Frage des Kohlenanbaues könnten wir jetzt leicht einen kürzeren oder längeren Kampf zwischen den Besenbesitzern und der Akerisei erleben. Es handelt sich da um die vielen Festlichkeiten; und eine gründliche Auseinandersetzung wird bald beginnen. So konstatirt der Bericht der Kohlegesellschaft Arenberg (Dividenden 50 und 60 Prozent), daß im ersten Halbjahr 1898 nicht weniger als 15508 Schichten mit einem Vohnausfall von 64000 Mk. nicht verfahren wurden, „wegen der vielen Festlichkeiten, die meistens die Veranlassung zum Feiern sind“. Im Prinzip ist ja schon eine Zusammenlegung der vielen Kirmesfeiern beschlossen; aber auch hierbei dürften zahlreiche interessirte Geschäftsleute sich hinter die Kirche zu verstecken suchen. Die Sonntagsarbeiten bei herrschendem Wagenmangel hat das Oberbergamt, trotz allen Abmahnungen, thatsächlich bereits gestattet.

In dem Augenblick, wo Kupfer seinen höchsten Preisstand erreicht hat — was doch ohne den Riesenbedarf für die Elektrotechnik undenkbar wäre —, heben auch für einzelne Elektrizitätswerke goldene Kurstage an. Zwischen beiden Erscheinungen besteht aber kein Zusammenhang. Sie werden hier nur erwähnt, weil die Steigerung der Rohstoffe naturgemäß die elektrische Fabrication vertheuern muß, es also gut wäre, auch die trübe Seite inmitten eines schnellen Geschäftsausschwunges nicht immer zu übersehen. Als die ersten Gerüchte von einer Fusion mit Voewe sprachen, stiegen zunächst Schudert-Aktien in zwei Tagen um 15 Prozent. Diesmal hatte man nicht geirrt; der Mittelpunkt der ganzen ungeheuren Transaktion, die A.-G. Voewe, ist, wie ich längst von der A. G. W. hier gesagt hatte, eine Bank, — eine technische Bank. Außerdem sprach man, wahrscheinlich, um noch ein paar Tage von der eigentlichen Spur abzulenken, über die englische Schudert-Gesellschaft, die aber schon seit dem Juli, seit der Geschäftsbericht erschienen war, keine Ueberraschung mehr sein konnte. Dort heißt es nämlich: „Für Großbritannien gedenken wir eine Aktiengesellschaft zu bilden, deren Aufgabe es sein wird, in England und seinen Kolonien für uns geschäftlich zu wirken. Eine Fabrication unserer Artikel ist zunächst nicht beabsichtigt, die Gesellschaft wird sich vielmehr mit Uebernahme und Ausführung elektrischer Anlagen jeder Art beschäftigen. Ähnliche Organisationen sind auch in anderen Ländern geplant und wir hoffen, in unserem nächsten Geschäftsbericht von deren erfolgreicher Durchführung Kenntniß geben zu können.“

Wie winzig ist aber das Alles gegen das Riesenmaß der neuesten Transaktion, den pool, wie man es ohne Uebertreibung nennen könnte, in den jetzt alle Werke Schuderts, seine Trustgesellschaft, die berliner Union, deren Trust und die Voewe-Gesellschaft gethan werden! Vielleicht war eine so vielseitige Vereinigung von ersten technischen Gebieten noch nie da; leicht ist sie bei der natürlichen Opposition der selbständigeren Beamten wohl keinem Theil geworden. Schon früher wurde hier einmal erwähnt, Schudert solle durch Vermittlung eines hamburger Rechtsanwaltes mit Siemens & Halske fusionirt werden; damals waren diese Werke von ihrer heutigen Höhe noch so weit entfernt wie unsere ganze

Elektrotechnik von ihrer neuesten Entwicklung. Man hoffte hauptsächlich, die großen Unkosten der Versuchstationen mehr zu konzentriren; von einer wüthenden Konkurrenz war noch keine Rede. Die Sache zerfiel sich aber; das Schudert-Werk wuchs sich unter seinem Generaldirektor Wacker zu einem umfassenden Aktienwesen aus, Siemens & Halske wurden viel später von der Deutschen Bank mit der Bedingung gegründet, die wiener Trambahn unter Uebnahme der Aktien zum Kurs von 450 zu elektrifiziren. Dieser in sich vielleicht begründete, aber doch sehr hohe Kurs soll den Anstoß zur Trennung der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft vom Direktor Siemens gegeben haben. Die A. E. G. wollte nicht in ein Unternehmen eintreten, dessen Aktien schon 450 standen. Heute, wo der Generaldirektor Nathenau eine so ungeheure Noth gegen sich aufmarschiren sieht, wird ihm vielleicht nichts Anderes als eine Vereinigung mit Siemens & Halske übrig bleiben. Und dieser Firma dürfte auch kein anderer Hafen winken. Der Voewe-Ring gleicht der Alliance zweier Großmächte, der nothwendig ein Gegenbündniß folgen muß.

Selbst den Fachtreisen kam die Sache unerwartet. Jeder wußte: die Zeit werde kommen, wo die deutschen Elektrizität-Gesellschaften auf den Weg der Fusionirung gedrängt werden würden; aber diese Zeit schien noch nicht gekommen. Die Börse könnte sich jetzt leicht in die Rolle des über den Bodensee Reitenden hineinendenken und boshaft annehmen, daß die Schudert-Gesellschaft eben glücklich über einen ungeheuren Geldbedarf hinweggekommen ist, den sie nur so und nicht anders decken konnte. Jetzt werden die Schudert-Aktien, die 260 stehen, gegen Voewe-Aktien eingetauscht, deren Notiz über 500 gestiegen ist. Darauf allein hin kann aber Voewe unmöglich das Schudert-Unternehmen tragen, denn Voewe-Aktien stehen eben nur so hoch, weil sie bei ihrem kleinen Kapital 24 Prozent vertheilen konnten. Wir werden also das seltsame Schauspiel erleben, wie ein kleines Kapital ein größeres aufsaugt. Das ist möglich, weil das Publikum dazu vorhanden ist. Voewe und die Union haben drei Großbanken hinter sich. Schudert steht mit einem allerersten Institut noch gar nicht in Verbindung und ist trotzdem so weit gekommen, freilich unter Wackers Leitung, der jetzt in den Hintergrund tritt. Man muß bedenken, daß die Emissionen bei einer großen Bank von vorn herein um 25 Prozent besser bezahlt werden — bei Industriewerthen —, denn ein fester, reicher Kundenkreis treibt heute ein Papier ganz von selbst in die Höhe.

Ein anderes großes Finanzereigniß wäre die Bestätigung der Nachricht von weitgehenden Abmachungen zwischen Deutschland und der Türkei. Nur die dabei in Aussicht gestellte „politische“ Unterstützung einer Anleihe klingt etwas merkwürdig, da von einer deutschen Garantie für türkische Eisenbahnen nie die Rede sein kann. Vielleicht hat man aber eine Form gefunden, um Deutschland zu einem wichtigen Faktor für die so lange ersehnte internationale Schuldenkontrolle am Bosphorus zu machen, d. h.: den Sultan zu einer solchen Kontrolle zu bewegen. Den Hauptnutzen von dieser Abmachung hätten die anatolischen Bahnen; und jetzt wird es der Dresdener Bank wahrscheinlich doppelt leid thun, daß sie aus dieser Verwaltung geschieden ist und damit der Deutschen Bank das ganze Feld allein überlassen hat. Erst viele Jahre später hat sich die Spannung zwischen beiden Banken gelöst: als es sich neulich um die Theilnahme an der wiener Kommunalanleihe handelte. Die Dresdener Bank syndicirte sich mit dafür, aber nur aus glühender Liebe zu einer Bethheiligung bei der wiener Tramway. Pluto.